

**Uwe Laucken**

# **Wie wird aus dem Lebensmoment das Lebensmoment?**

Über Ordnungen der Lebensführung



**BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg**

BIS-Verlag, Oldenburg, 2007

Verlag / Druck / Vertrieb

**BIS-Verlag**

der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Postfach 25 41,

26015 Oldenburg

Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040

E-mail: [bisverlag@uni-oldenburg.de](mailto:bisverlag@uni-oldenburg.de)

Internet: [www.ibit.uni-oldenburg.de](http://www.ibit.uni-oldenburg.de)

**ISBN 978-3-8142-2072-7**

# Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b>	9
<b>1 Hinführung zu dem Thema</b>	11
<b>2 Einordnung des Themas: Semantische Vergegenständlichung</b>	15
2.1 Ermöglichungstheoretische Hypothesen als Leitfaden	16
2.2 Semantischer Kosmos, sein Gegenstandsmodus, seine Einheiten und seine Beziehungen	17
2.3 Pragmasemantische Spezifizierung	23
2.4 Aktuell gelebte und potenziell lebbare Semantik	24
2.5 Individual- und sozialsemantische Zusammenhänge	26
2.6 Individualesemantischer Lebensvollzug als verweisungskausale Abfolge kopräsender semantischer Aktualkonstellationen	28
2.7 Partizipativer Weltbezug des Menschen	31
2.7.1 Welt als Repräsentation	31
2.7.2 Welt als Gegenstand	34
<b>3 Explikation denkbarer Ordnungsgeber des Lebensvollzugs</b>	41
3.1 Präsenzordner	42
3.1.1 Temporalordner	42
3.1.2 Simultanordner	45
3.1.3 Kongruenzordner	47
3.2 Sukzessionsordner	50

3.2.1	Konsequenzordner	51
3.2.2	Emergenzordner	52
3.3	Permanenzordner	54
3.3.1	Ichbezügliche Permanenzordner	54
3.3.1.1	Ichlich-situative Befindlichkeitsbestimmung	55
3.3.1.2	Biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmung	56
3.3.1.3	Sozial-einbettende Befindlichkeitsbestimmung	59
3.3.2	Themabezügliche Permanenzordner	60
3.3.2.1	Rahmensetzende Befindlichkeitsbestimmung	60
3.3.2.2	Vorhabenbezügliche Befindlichkeitsbestimmung	61
3.3.2.3	Prozedurale Befindlichkeitsbestimmung	63
3.3.3	Gemütsbezügliche Permanenzordner	64
3.3.4	Wechselbezügliche Permanenzordner	67
3.5	Ordner als notwendig mitgegebene Bedeutungsstifter	70
<b>4</b>	<b>Bruchstücke einer semantischen Vergegenständlichung der Ordnungsbefunde</b>	<b>73</b>
4.1	Mensch als gelebte Aktualkonstellation in einem Kosmos aktualisierbarer Potenziale	73
4.2	Mensch zwischen Ausgeliefert- und Ausgerichtetsein	74
4.3	Ordnungsgeber als Positionsbestimmer und Ausrichter	75
4.4	Ordnungsgeber als Gefüge von Leerstellen	77
4.5	Gegenständliche Verankerungen von Befindlichkeitsbestimmungen	79
4.5.1	Leib und Dinge als räumlicher Ankergrund	79

4.5.2	Gebilde als symbolischer Ankergrund	82
4.5.3	Mitmenschen als sozialer Ankergrund	84
4.6	Ichbezug als verweisungsnotwendige Mitgegebenheit	86
4.7	Mensch als Aktual- und als Potenzialgegebenheit	89
4.8	Formale Varianten des Mitgebenseins von Ordnungen	89
4.9	Funktionale Betrachtung der Ordnungsgeber	93
4.9.1	Ordnungsgeber in individualsemantischen Zusammenhängen	93
4.9.2	Ordnungsgeber in sozialesemantischen Zusammenhängen	98
4.9.3	Transfunktional-komplementäre Erhaltungsbeziehung zwischen Individual- und Sozialesemantik der Ordnungsgeber	105
4.10	Transversal-komplementäre Ermöglichungsbeziehung	105
	<b>Schriftenverzeichnis</b>	109
	<b>Namenverzeichnis</b>	119



## Vorwort

Das Vorwort besteht aus zwei Teilen, aus einer Vorausschau mit Gliederung und aus einer Widmung.

*Vorausschau mit Gliederung:* Es geht in diesem Buch um ein psychologisches Thema. Es geht um eine Selbstverständlichkeit und um deren theoretische Erfassung. Wir leben stets in der Gegenwart eines Augenblicks ein überaugenblicklich sinnvolles Leben. Wie wird aus einem zeitlichen Augenblick des Lebens (der Lebensmoment) ein sinnvoller Bestandteil des Lebens (das Lebensmoment)? Das ist die Frage, um die es hier geht.

Zunächst wird erläutert, warum man sich diese Frage stellen sollte (1. Kapitel). Es gibt viele Gründe, dies zu tun. Ein Grund liegt in verschiedenen Störbarkeiten. So kann beispielsweise die Gewissheit überaugenblicklicher Permanenz beeinträchtigt sein. Zurück bleibt ein desorientierter Mensch.

Solche Beobachtungen werfen Fragen auf. Wie gehen psychologische Theorien mit ihnen um? Bei der Suche nach Antworten wird man kaum fündig. Eine Selbstverständlichkeit unserer alltäglichen Lebensführung, so zeigt sich, findet in geläufigen psychologischen Theorien keinen begrifflichen Ort. Bleibt man dabei, die Fragestellung für wichtig zu halten, so ist es notwendig, eine Theorie zu entwerfen, deren Begrifflichkeit dazu taugt, Raum für Antworten zu geben. Die semantische Denkform und ihr Gegenstandsentswurf sollen diesen Raum schaffen. Dabei werden ein Sein und ein Weltbezug des Menschen dargestellt, welche etwas anders geartet sind als in herkömmlichen Theorien entworfen. Deshalb muss dies ausgeführt werden (2. Kapitel).

Ist dies geschehen, so wird die Frage nach der überaugenblicklichen Permanenz wieder aufgegriffen und in einen weiteren Fragerahmen gestellt: Mit welchen Ordnungen kann das augenblickliche Sein eines Menschen so eingeordnet werden, dass daraus Befindlichkeitsbestimmungen folgen, die es dem Menschen erlauben, sich so zu positionieren, dass er seinen Lebensvollzug sinnvoll ausrichten kann? Es werden verschiedene Ordnungsgeber getrennt. Eine Variante sind permanenzstiftende Ordnungen. Es wird dabei jeweils erörtert, welche verschiedenen Befindlichkeitsbestimmungen damit einhergehen und was geschähe, fehlten diese (3. Kapitel).

Im letzten Teil der Arbeit werden die Ordnungsbefunde in die zuvor explizierte minimale Theorie eingefügt (4. Kapitel). Daraus ergeben sich Betrachtungen zur Funktion dieser Ordnungen sowohl im Blick auf die individuellen Lebensführungen einzelner Menschen, wie auch im Blick auf das soziale Zusammenleben verschiedener Menschen. In welcher Weise müssen Menschen ihren Lebensvollzug ordnen, um zu sozial koordinierbaren Befindlichkeitsbestimmungen zu gelangen?

Ich betrachte diese Arbeit als eine Problemskizze und als einen Denkversuch. Das Versuchsweise der Darlegungen zeigt sich in mancherlei. Die Begriffsbildung ist stellenweise noch recht offen. Es fließen episodische Erläuterungen ein. Die Theoriebildung beschränkt sich auf minimal geforderte Unterscheidungen.

*Widmung:* Dieses Buch widme ich meinen Freunden und Kollegen Wilfried Belschner, Ulrich Mees und August Schick. Seit mehr als 30 Jahren überlappen sich unsere Lebenskreise. Es war eine gute Zeit.

Oldenburg, im Mai 2007

Uwe Laucken



Wir stecken immer mittendrin,  
im Leben,  
doch woher wissen wir das?

In der Fragestellung des Buchtitels ist ein Wortspiel versteckt, das in kurzer Form das Thema, um das es hier gehen soll, ausdrückt. Gespielt wird mit der Doppeldeutigkeit des Wortes „Moment“. Es gibt den Moment als den Augenblick in einer Zeitfolge und es gibt das Moment als den Bestandteil in einer Ordnung. *Den* Moment spricht jemand an, der beispielsweise sagt, dass er im Moment der Entscheidung dies oder jenes nicht bedacht habe. *Das* Moment spricht beispielsweise Wilhelm Schapp (1976) an, wenn er sagt, dass Menschen Gefühle nur als „Momente an Geschichten“ (S. 149) begreifen können. Damit meint er, dass Menschen nur dann verstehen, was etwa mit Eifersucht gemeint ist, wenn sie die Art zwischenmenschlicher Geschichten kennen, in denen Eifersucht als passender Bestandteil des Gefühlslebens auftaucht.

*Es geht also um die Frage, wie aus einem zeitlichen Augenblick des Lebens innerhalb desselben ein sinnvoller Bestandteil des Lebens wird.*

## **1 Hinführung zu dem Thema**

Schapps Verwendung des Begriffs „Moment“ wird von mir als Beispiel benutzt, weil dieses Beispiel der Frage, die mich hier beschäftigt, recht nahe kommt. Es ist dies eine Frage, die mir schon länger durch den Kopf geht, ich habe sie bislang nur noch nicht gründlich durchdacht. Darum will ich mich hier bemühen.

An der wohlmeinenden Aufforderung des römischen Philosophen Horaz „Carpe diem!“ (etwa: „Pflücke den Tag!“), an der Aufforderung also, im Jetzt und Hier zu leben und nicht sorgenvoll vorauszublicken oder Schuld geplagt zurück, hat mich stets gestört, dass mir, wenn ich dem folgte, auch viele sehr geschätzte Gefühle abhanden kämen, etwa die Vorfreude auf den Besuch eines Freundes oder der Stolz auf ein gelungenes Werk. Ja, weitergehend: Ist der Augenblick als solcher überhaupt genießbar oder muss er nicht stets irgendwie eingereicht sein, um Genuss bereiten zu können? Carpe diem! zerstreut dann nicht nur Verdruss, sondern auch möglichen

Genuss. Die antiken Philosophen müssten den Menschen, so sie ihnen helfen wollen, übler Gefühle ledig zu werden (vgl. Hadot, 1991), etwas anderes raten. Sie müssten ihnen raten: Ordnet den Augenblick anders ein, als ihr es jetzt tut! Ordnet ihn so ein, dass bei euch wohlgefällige Gefühle passend werden! Aber irgendwie einordnen sollten sie den Augenblick schon, sofern sie im praktischen Lebensvollzug stehen (und sich nicht meditativ irgendwie reglos zu machen versuchen) und diesen genießen wollen. Selbst das, wie Zyniker meinen, einzig wirklichkeitstaugliche Lebensmotto „Vergiss und hoffe!“ ist eine Einordnungsaufforderung.

Diesen noch etwas weitläufigen Gedanken will ich einengen, indem ich meine Frage zuspitze: Wir erfahren unseren praktischen Lebensvollzug nicht als ewigen Augenblick, sondern als eine Abfolge von Augenblicken. Deswegen gehört zu jeder Lebenserzählung das unvermeidliche „Und dann“ (oder eine gleichwertige Verbindungsformel). Wenn wir den Verlauf unseres Lebensvollzugs mithin als eine Aneinanderreihung von Augenblicken erfahren, dann stellt sich doch die Frage, wie diese Erfahrung in jedem Augenblick zustande kommt. Warum zerfällt unser Leben für uns nicht in seine jeweils einzelnen Augenblicke und besteht in deren jeweils konkretem Jetzt und Hier? Was macht aus ihnen eine Reihe? Und was gibt dieser dann eine durchgängige Dauer? Warum also ist uns ein Lebensmoment nicht als eine Einheit in und für sich gegeben, sondern als ein Bestandteil einer irgendwie stimmigen und andauernden Abfolge? Knapp gesagt: *Woher stammt die von uns gelebte Permanenz unseres Lebens?*

Ist das nicht wieder so eine gekünstelte Frage von Psychologen, die gleichsam selbstversponnen in ihren Gedankenkokons Pirouetten drehen? Diese Vermutung ist nicht ganz abwegig. Es ist in der Tat das Denken innerhalb psychologischer Theorien, das mich zu dieser Frage führt. Es ist allerdings eine naive außertheoretische Gewissheit, die mich diese Frage stellen lässt. Ich entsteige also dem Kokon. Und ich gehe von der fraglosen Gewissheit aus, dass Menschen sich (so wie auch ich) als *permanent und kontinuierlich lebende Wesen erfahren* (wer dies nicht tut, der sollte hier aufhören weiter zu lesen). Zwar gibt es gelegentlich Augenblicke, da dies punktuell gestört ist. Da steht man beispielsweise plötzlich in der Küche und weiß nicht mehr, warum das so ist und was man da wollte. Doch dann fällt es einem wieder ein: Ach ja, ich wollte die Milch für den Kaffee holen. Aber gerade solche kleinen Ausfälle und deren Beseitigungen zeigen, dass uns die (überaugenblickliche) Einordnung eines Augenblicks unseres Tuns und Lassens eine stetige *Mitgegebenheit* ist, die uns, so wir sie verlieren, ratlos zurück lässt.

Wenn man am Zutreffen dieser Tatsache und an ihrer lebenspraktischen Bedeutung nicht zweifelt, so taucht doch die Frage auf, wie diese wichtige Lebensgegebenheit in psychologischen Theorien gegenständlich untergebracht ist. Wo in ihnen findet sie sich? Es liegt nahe, sich zunächst einmal bei kognitiv angelegten Theorien der menschlichen Wissens- oder Informationsverarbeitung (vgl. z.B. Thagard, 1999) oder bei entsprechend angelegten psychologischen Handlungstheorien (vgl. z.B. Cranach & Tschan, 1997) umzuschauen. Man kann auch noch Versuche neuropsychologischer Fundierungen hinzuziehen (vgl. z.B. Gazzaniga, Irvy & Mangun, 2002). Man wird gleichwohl nicht fündig werden. Was man findet, ist (informationsverarbeitungssprachlich gesagt) Folgendes: Der Mensch funktioniert nach einem erforschbaren Programm der Verarbeitung semantischer Informationen. Dieses Programm lässt sich in verschiedene Untereinheiten zerlegen. Jede dieser Einheiten verarbeitet bestimmte Eingangsinformationen zu bestimmten Ausgangsinformationen. Die Verarbeitung folgt dabei jeweils bestimmten charakteristischen Regeln. Untereinander sind diese Verarbeitungseinheiten durch ihre Aus- bzw. Eingänge verbunden. Diese Verbindungen gehorchen einer bestimmten Verweisungsarchitektur, die sich gegebenenfalls inwendig noch modularisieren lässt. Als bildliches Darstellungsmittel sind Pfeil- und Kästchen-Diagramme beliebt. Neurowissenschaftler wissen dann noch zu berichten, dass, wenn ein Mensch diese oder jene Einheit prozessiert, bestimmte Hirnareale z.B. relativ gut mit Sauerstoff versorgt sind (vgl. z.B. Platt & Glimcher, 1999).

Hier fordere ich zu einem *Gedankenexperiment* auf! Gesetzt den Fall, es gelänge uns, einen so funktionierenden Menschen gleichsam durch Knopfdruck in einem Zeitabschnitt, den man Augenblick nennen könnte, anzuhalten. Was zeigte sich uns da? Wir haben ihn dann möglicherweise gerade dabei angehalten, als er aus einer Information A und einer Information B nach einer bestimmten Entscheidungsregel X einen Schluss C gezogen hat. Eben dies ließe sich bestens in einer bestimmten Theorie, die beispielsweise Vorgänge des Entscheidens erfasst (vgl. z.B. Langenheder, 1975), unterbringen: „Aha“, ließe sich mit einem Blick und einem Fingerzeig auf unser Theoriediagramm sagen, „genau da haben wir ihn angehalten“. „Wo aber“, so frage ich hier naiv weiter, „ist das, was oben als laufende Mitgegebenheit, die Permanenz und Kontinuität liefert, untergebracht?“ Nirgendwo, werden wir feststellen. Es fehlt! Wie in einem (zeitlichen) Lebensmoment der Verarbeitung einer Information aus diesem ein (inhaltliches) Lebensmoment, dem der jeweilige Einordnungszusammenhang laufend mitgegeben ist, wird, das

bleibt offen. Es fehlen jene Prozesse der Informationsverarbeitung, die es leisten, gelebte Kontinuität und Permanenz zu erzeugen.

Um solche *andauernden, bestandsichernden und durchlaufenden Mitgegebenheiten*, die aus jedem Augenblick des Lebensvollzugs einen sinnvollen Bestandteil desselben machen, soll es hier gehen.

## 2 Einordnung des Themas: Semantische Vergegenständlichung

Zunächst ist etwas Geduld gefordert. Bevor ich mich der hier thematischen Frage direkt zuwende, muss ich das gegenständliche Terrain, auf dem ich nach einer Antwort suchen will, ausbreiten. Die in diesem Kapitel entwickelte Begrifflichkeit werde ich später brauchen und aufgreifen, um die mitgegebenen Ordnungen des Lebensvollzugs (die im 3. Kapitel expliziert werden) gegenständlich unterzubringen. Ich hebe dies hier eingangs hervor, weil ich mir gut vorstellen kann, dass sich bei dem Einen oder der Anderen während der Lektüre dieses Kapitels die Frage regt, was denn all dies mit dem Thema, zu dem ich im 1. Kapitel hingeführt habe, zu tun habe. Es hat, wie sich später zeigen wird, etwas damit zu tun. Es ist jedoch notwendig die folgenden vergegenständlichenden Ausführungen schon hier einzufügen, weil einige der dabei eingeführten Begriffe bereits bei der Explikation der Ordnungen der Lebensführung gebraucht werden.

Es ist meine Überzeugung (vgl. dazu Laucken, z.B. 2003), dass gegenständliche Forschung, bevor sie spezifisch zu werden beginnt, sich darüber ausdrücklich klar werden muss, in welchem allgemeinen *Gegenstandsmodus* sie ihren besonderen Gegenstand aufzufassen gedenkt. Da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Soll der besondere Gegenstand als ein physischer (z.B. als neuronales Geschehen), als ein semantischer (z.B. als Verarbeiten von Bedeutungen) oder als ein phänomenaler (z.B. als eine Weise des erlebend-gelebten In-der-Welt-Seins) vergegenständlich werden? Anhängig davon, werden grundlegend unterschiedliche Denkformen und Forschungspraxen aufgerufen.

*In dieser Arbeit wird der Forschungsgegenstand als semantischer gesetzt und als solcher soll er erforscht werden.* Sofern phänomenale Gegebenheiten angesprochen werden (was des Öfteren geschehen wird), stehen diese zu den semantischen in zweierlei denkbarer Beziehung. Entweder fungieren sie als *Indikatoren* für semantische Größen oder es wird nach *analogen Strukturen* zwischen phänomenalen und semantischen Zusammenhängen gesucht. Da vor allem Letzteres an vielerlei Stellen die Funktion hat, Fragen zu generieren, will ich diese Verwendung phänomenaler Gegebenheiten in einem semantischen Forschungsprogramm näher erläutern.

## 2.1 Ermöglichungstheoretische Hypothesen als Leitfaden

Hinter der Suche nach analogen Strukturen in verschiedenen Gegenstands-entwürfen stehen Überlegungen, die *transversal-komplementäre Ermöglichungsbeziehungen* (Laucken, 2003) thematisieren. Lenk (2001) spricht von „Wie-ist-es-möglich?“-Fragen, die solche Beziehungsgedanken auslösen. Was damit gemeint ist, habe ich bereits in meinen hinführenden Überlegungen vorgeführt. Ich habe dort folgende Frage gestellt: Wie sind bestimmte Eigenarten des phänomenalen (des erlebend-gelebten) Lebensvollzugs möglich, wenn das semantische Prozessieren eines Menschen so entworfen wird, wie es die geläufigen Theorien, die den Menschen als kognitiven Verarbeiter von Informationen auffassen, tun? Wo bleibt die phänomenal so evidente Mitgegebenheit der Kontinuität und der Permanenz? Dies frage ich, wenn ich davon ausgehe, dass diese Beschaffenheit des phänomenalen Lebensvollzugs durch ein komplementäres semantisches Prozessieren (ontisch-transversal, d.h.: über verschiedene Realitätsentwürfe hinweg) ermöglicht sein soll.

Solche „Wie-ist-es-möglich?“-Fragen, die hier strukturanaloge Verhältnisse betreffen, zu stellen, ist, das sei klar gesagt, keineswegs zwingend. Selbstverständlich kann ein kognitiv orientierter Informationsverarbeitungstheoretiker sagen, dass es ihm vollkommen ausreiche, innerhalb irgendwelcher Rahmenvorgaben Vorhersagen zu machen. In welcher phänomenalen Welt ein Handelnder lebt, kann dabei aus diesem Rahmen fallen. Es interessiert ihn nicht. Er beansprucht nicht, bestimmten Weisen des phänomenalen In-der-Welt-Seins bestimmte Weisen des semantischen Prozessierens strukturell gleichsam parallel zu schalten. Vielleicht sieht er die phänomenale Welt als eine epiphänomenale an. Sich um sie zu kümmern, trägt nichts dazu bei, menschliches Leben zu erklären. Warum sollte er dann nach Parallelitäten suchen? Ich bin *kein* Epiphänomenalist. Mich interessieren ermöglichungstheoretische Fragen sehr (vgl. Laucken, 2003). Und deshalb dienen sie mir als ein Leitfaden für mein Nachdenken. Als Frage gestellt, lautet dieser Leitfaden: Wie muss man den semantisch vergegenständlichten Lebensvollzug eines Menschen auffassen, damit dieser Mensch dazu taugt, bestimmte *strukturelle Eigenarten* seines phänomenalen Lebensvollzugs transversal-komplementär zu ermöglichen? Dabei handelt es sich um kategoriale Strukturen, die in der Folge jeweils inhaltlich vorgestellt werden.

Nachdem ich geklärt habe, warum ich mich im Rahmen eines semantisch vergegenständlichten Themas auch für phänomenale Gegebenheiten interessiere, kann ich dazu übergehen, die Eigenart des semantischen Kosmos, in den ich den Menschen platziere, zu erläutern. Ich muss dies ausdrücklich tun, weil ich in mancherlei Hinsichten von den gebräuchlichen Gegenstands-

setzungen (die z.B. kognitionstheoretische oder handlungspsychologische Ansätze fundieren) abweiche. Und diese Abweichungen sind tragend.

## **2.2 Semantischer Kosmos, sein Gegenstandsmodus, seine Einheiten und seine Beziehungen**

An den Anfang sei ein Beispiel einer semantischen Vergegenständlichung gestellt, welches so beschaffen ist, dass von Beginn an vermieden wird, den semantischen Kosmos gegenständlich zu eng auszulegen. Ich wähle dieses Beispiel auch auf die Gefahr hin, dass der Eindruck entstehe, die Distanz, die zwischen dem Beispielgegenstand und dem hier thematischen Gegenstand liege, sei doch sehr groß. Aber dies scheint nur so zu sein. Das wird später ersichtlich werden.

Das folgende Beispiel ist ein fiktionales: Man stelle sich vor, ein Außerirdischer besuche unsere Erde. Es verschlägt ihn an eine belebte Straßenverkehrskreuzung, die durch eine Ampelanlage geregelt ist. Ihn beeindruckt das kunterbunte Treiben und sein ziemlich störungsfreies Verlaufen. Er möchte wissen, was da geschieht. Er will begreifen, erklären und vorhersagen. Er beschränkt sich zunächst auf das Fahrzeuggeschehen. Er beobachtet vielerlei. Manche Beobachtungen lassen Zusammenhänge aufscheinen, andere (z.B. die unterschiedlichen Farben der Fahrzeuge) nicht. So gibt es Zusammenhänge zwischen den Bewegungsunterschieden: „durchfahren/anhalten/stehen/losfahren“ und den Farbunterschieden beim Aufleuchten der Ampeln: „rot/gelb/grün“. Es gibt Fahrtrichtungsunterschiede: „geradeaus fahren/rechts abbiegen/links abbiegen“. Diese hängen mit Blinkunterschieden am Auto: „rechts blinken/links blinken/nicht blinken“ zusammen ... und so weiter. Längere Beobachtungen und Aufzeichnungen solcher Zusammenhänge gestatten es, Regeln zu formulieren: Wenn bei einem Differenzmuster A/B/C die Variante B auftaucht, dann hat das zur Folge, dass bei dem Differenzmuster X/Y/Z die Variante Z realisiert wird. Es lassen sich mehrere solcher Regeln entdecken und prognostisch erproben. Am ersten Abend seines irdischen Daseins ist unser Außerirdischer recht zufrieden. Er kann die Fahrbewegungen der Fahrzeuge mit zufrieden stellender Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

Werden eine Straßenkreuzung und das sich auf ihr abspielende Verkehrsgeschehen so vergegenständlicht, so erfasst und so vorhergesagt, dann liegt eine eindeutig *semantische* Vergegenständlichung vor (und keine physische, auch keine phänomenale). Ich habe dieses Beispiel gewählt, weil es zeigt, dass semantisch angelegtes Forschen keines ist, das sich zwangsläufig und

vorrangig um den jeweiligen Geist (mind) der beteiligten Menschen kümmern muss. So mag es unserem Außerirdischen bis zum Abend noch völlig entgangen sein, dass die Fahrzeuge von wahrnehmenden und denkenden Menschen gelenkt werden. Gleichwohl kann er ziemlich genaue Vorhersagen machen, sogar so genaue, dass er einigermaßen gefahrlos die Kreuzung überqueren kann.

Nun rücken zwar bei der Bearbeitung des Kernthemas dieser Arbeit alsbald die soeben ausgelassenen geistigen Vollzüge des Handelnden in den Vordergrund, doch, und das gilt es hier zu zeigen, man kann die geistigen Vollzüge von Beginn an in einer Weise verweisungssemantisch einbetten und verankern, die sehr handfest ist (hier: in ein Straßenverkehrsgeschehen an einer Kreuzung). Warum ich dies hier hervorhebe, wird erst später so richtig klar werden. Hier nur soviel: Der semantisch vergegenständlichte Geist und seine Vollzüge sind kein in sich eingeschlossenes und irgendwie frei dahinschwebendes Etwas (das dringend beispielsweise einer neuronalen Ermöglichungsgrundlage bedarf, um Bodenhaftung zu erlangen, wie z.B. Elger u.a., 2004, meinen), sondern sie sind ein pragmatisch strikt eingebundenes und gegenständlich fest verankertes Etwas.

Nun werde ich von dem besonderen Beispiel abstrahieren und den *Gegenstandsmodus* der semantischen Denkform allgemein bestimmen. Demnach wird Folgendes erkenntnisgegenständlich gesetzt:

Es gibt eine semantische Realität. Es gibt semantische Einheiten. Zwischen diesen Einheiten bestehen Verweisungszusammenhänge. Veränderungen solcher Zusammenhänge sind zeitlich erstreckt und verweisungskausal bewirkt. In ihren Wirkbeziehungen ist die semantische Realität kausal geschlossen.

Semantische Einheiten (oder Bedeutungseinheiten) sind *inhaltliche Differenzen* (oder Unterscheidungen) (z.B. unterschiedliche Ampelzustände), die mit anderen Differenzen (z.B. unterschiedliche Arten des Fahrverhaltens) durch einen Verweisungszusammenhang kausal verbunden sind (z.B. wenn die Ampel auf Rot steht, dann bleiben die Fahrzeuge vor der Ampel stehen oder sie halten vor ihr an; wenn die Ampel auf Grün steht ... und so weiter).

Konstitutiv für den semantischen Kosmos sind die in ihm herrschenden *Verweisungsbeziehungen*. Es ist dies eine Beziehungsart, die inhaltliche



Differenzen nach bestimmten Verweisungsmodalitäten aufeinander bezieht: „Wenn A, dann B“, „A ist ein Fall von B“, „aus A und B folgt C“, „A impliziert B“, „A weist auf B hin“, „A bezeichnet B“, „A und B sind inhaltlich assoziiert“, „an A kann B vollzogen werden“, „an A kann B anschließen“ und anderes mehr. Als so geartete Zusammenhänge lassen sich sowohl Lebensführungen einzelner Menschen als auch Formen des Zusammenlebens mehrerer Menschen darstellen. Aber auch apersonal konzipierte Diskurse oder funktional differenzierte soziale Systeme und deren Zusammenhänge lassen sich so vergegenständlichen und erforschen. *Der semantisch vergegenständlichende Forscher geht lediglich davon aus, dass er mit der Kategorie der Verweisungsbeziehung eine eigene Realität setzen, erfassen und erklären kann* (eine grundlegend andere Beziehungskategorie ist für die physisch vergegenständlichende Forschung konstitutiv; vgl. dazu z.B. Schrödinger, 1989, S. 60).

Die semantische Realität ist mithin eine eigene Realität, bestehend aus inhaltlichen Differenzen (z.B. gut/böse, Mann/Frau, heute/gestern/morgen, fahren/nicht fahren), gefügt durch Verweisungsbeziehungen. Es ist dies eine Realität, in der es das Eine (z.B. das Böse, den Mann, das Heute, das Fahren) geben muss um das Andere (z.B. das Gute, die Frau, das Gestern, das Nicht-Fahren) sein zu lassen und in der ein Jedes seine Bedeutung durch die Eigenheit, die es in einem Verweisungs-zusammenhang, in den es einbezogen ist, inne hat, erhält.

#### Ergänzung

Hier mag ein Hinweis angezeigt sein, um einem verengenden Fehlverstehen dessen, was alles in dem semantischen Kosmos enthalten ist, vorzubeugen: Die Sprache (als „la langue“, als linguistisches Gebilde) hält für Menschen, die im semantischen Kosmos leben, ein reichhaltiges Differenzierungs- und Beziehungspotenzial zur Artikulation und zur Strukturierung desselben bereit. Die Sprache ermöglicht ihnen somit ein schöpferisches Formen und Gestalten semantischer Einheiten. Auch neue Arten von Verweisungsbeziehungen mögen geschaffen werden. Zeichen und Gebilde liefern mannigfache Objektivierungsmöglichkeiten. Der semantische Kosmos, den Menschen leben, ist mithin durch und durch sprachlich gegliedert und gefügt. Gleichwohl sollte diese Beschaffenheit nicht (gleichsam als linguistischer Solipsismus) totalisiert werden, so wie manche Wissenschaftler, etwa die so genannten Dekonstruktivisten (vgl. z.B. Derrida, 1972), es gerne tun (z.B.: „there is no ‚real‘ social world to

be discovered outside language“, Langdrige, 2006, S. 646). Der semantische Kosmos, *so wie er hier gegenständlich gesetzt wird*, umfasst mehr als Text und Diskurs. Das Straßenverkehrsbeispiel zeigt dies deutlich. Zwar mag die (theoretische) Rede über das Geschehen an einer Straßenverkehrskreuzung durchgängig sprachlich verfasst sein, doch gilt das nicht in gleicher Weise auch für das Geschehen, über das geredet wird. Man muss also klar zwischen Erkenntnisgegenstand einerseits und Erkenntnisergebnis (und der Rede darüber) andererseits trennen (der gelegentliche Hinweis auf einen performativen Selbstwiderspruch, dem man damit anheim falle, ist ein untauglicher Einwand; vgl. Laucken, 2003).

Für die Annahme nicht sprachlich verfassten semantischen Funktionierens bei Menschen will ich ein paar Beispiele geben: Es gibt Theorien, die beim Menschen zwei Ebenen der Informationsverarbeitung unterscheiden, eine impulsiv-automatische und eine reflexiv-besonnene. Auf der impulsiv-automatischen Ebene, so wird weiterhin unterstellt, werden auch semantische Einheiten prozessiert. Und diese brauchen nicht sprachlich kodiert zu sein. Bei vorurteilshafter Informationsverarbeitung etwa mögen dies unmittelbare „Weg-von“-Stellungnahmen angesichts eines Fremden sein. Auf der Ebene reflexiv-besonnerter Informationsverarbeitung mögen Menschen an sich selbst solche impulsiv-automatischen Verarbeitungen zur Kenntnis nehmen. Dies geschieht nun, so wird unterstellt, in der Regel sprachlich verfasst und ist deshalb moralischer Beurteilung zugänglich. Es können dann solche Beurteilungen sein, die das Handeln bestimmen und leiten. Wenn etwa der Biologe Hubert Markl sagt, in einer humanen Gesellschaft müssten Menschen oft widernatürlich handeln, so unterstellt er, dass Menschen in bestimmten sozialen Zusammenhängen mit (evolutionär-urwüchsigen) semantischen Mitgiften ausgestattet sind (z.B. Xenophobie), die ihr impulsives Reagieren steuern, doch sind Menschen in der Lage, dieses Reagieren an sich zu bemerken, es zu stoppen und ihm zuwider zu handeln.

Es gibt viele Bereiche menschlichen Handelns (z.B. Sexualität, Aggressivität), innerhalb derer unterstellt wird, dass Menschen mit kreatürlichen Reaktionsimpulsen ausgestattet sind. Diesen müssen sie allerdings nicht nachgeben. Sie können vielmehr, derer durchaus eingedenk, bedacht und besonnen anders handeln, in einer Weise, die kultureller Beeinflussung und Gestaltung zugänglich ist (vgl. z.B. Suggs & Miracle, 1993). Folgt man etwa den Überlegungen Adornos u.a. (1956), so gehört zu einer „gesunden“ Erziehung, dass Menschen lernen zu erkennen, dass bestimmte (moralisch bewertet: inhumane) sexuelle

und aggressive Reaktionsimpulse gleichsam zu ihrer biologischen Natur gehören. Nur wenn Menschen dies erkennen und annehmen, sind sie, zumindest der Möglichkeit nach, in der Lage zu lernen, mit diesen Impulsen sozial verträglich umzugehen.

Bei alledem wird also unterstellt, dass Menschen auch mit (hier sogar kreatürlich-primären) Prozessen der Verarbeitung semantischer Informationen ausgestattet sind, die in sich nicht sprachlich verfasst sind. Der semantische Kosmos, so wie er hier gesetzt ist, enthält auch diese.

Da das Wissen um Verweisungszusammenhänge es erlaubt, Vorhersagen zu machen (z.B. an einer Straßenverkehrskreuzung), kann man solche Zusammenhänge als *kausale* betrachten, sofern man Carnap (1974) folgt, wenn er sagt: „Kausalbeziehung heißt Vorhersagbarkeit“ (S. 192). Auch für semantisches Forschen gilt sodann der Satz: „Scientia est cognitio per causas“.

„Kausal“ bezeichnet dann lediglich einen (gerichteten) Wirkzusammenhang zwischen irgendwelchen gegenständlichen Größen, hier zwischen semantischen Größen; diesen Zusammenhang ur-„sächlich“ zu bezeichnen, kann missverstanden werden, wenn man es gewohnt ist, „Sachen“ physisch zu vergegenständlichen.

Zusätzlich ist zu bedenken: Während im Reich des Physischen der kausal grundlegende Energieerhaltungssatz gilt, wird ein entsprechender Bedeutungserhaltungssatz im Reich der Semantik nicht postuliert. Versuche, dies annäherungsweise zu tun (vgl. Herbarts Vorstellungsmechanik oder Freuds Psychoenergetik), führten zu verkrampften und begriffshybriden Ergebnissen. Im Reich der Semantik lässt sich aus fast nichts etwas schaffen und etwas kann in fast nichts vergehen. Weniger bildhaft gesagt: Etwas dem Energieerhaltungssatz in der physischen Realität strukturell Analoges in der semantischen Realität zu setzen, ergibt in ihr keinen explanativen Sinn.

### Exkurs

Worüber ich schon öfter nachgedacht habe, ohne aber zu einem abschließenden Urteil gekommen zu sein, ist die Angemessenheit folgender Behauptung: *Leben ist Semantik!* Können nicht alle Zusammenhänge, denen wir gemeinhin Leben und Lebendigkeit zuschreiben, immer *auch* (prognostisch aufschlussreich) semantisch vergegenständlich werden? Einen Otto-Motor semantisch zu vergegenständlichen, ist prognostisch wohl wenig aufschlussreich. Das Leben

einer Amöbe semantisch zu vergegenständlichen, etwa indem wir bestimmten Lebensvollzügen eine als Regulativ fungierende Sollwertgröße unterstellen, ergibt durchaus prognostischen Sinn. Es sind ein Physiker und eine Biologin (Haken & Haken-Krell, 1989), die dafür plädieren, zur Erklärung auch molekulargenetischer Lebensvorgänge einen semantischen Begriff von Information einzuführen (vgl. hierzu auch Blumenberg, 1981). Mit der programmatisch semantisch entleerten Zellularphysik und –chemie allein wird das beobachtete Geschehen nicht hinreichend erfasst und erklärt, denn semantische Beziehungen sind dem lebendigen Kosmos inhärent. Sie werden nicht anthropomorphisierend in ihn hineinprojiziert. Der *Beziehungsbegriff*, der den menschlichen Lebensvollzug durchwaltet, ist „der Natur“ nicht fremd; er ist ihr vielmehr eigen.

Man könnte hier fast an eine partielle Rückbesinnung auf etymologische Quellen denken (lat. *natura* stammt von *nasci* – geboren werden; und griech. *physis* stammt von *phyo* – zeugen, geworden sein). Diese Quellen entstammen einer Zeit, als Leben noch durchgängig teleologisch gedacht wurde (nicht zu verwechseln mit entelechischem Denken). (Physische) Ursache und (semantischer) Grund waren noch nicht geschieden (griech. *aitia* umfasste noch beides, was bis ins Mittelalter galt; vgl. Landmann, 1977, S. 190). Diese wichtige Differenz soll hier nicht wieder eingeblendet werden, sie soll vielmehr klar fassbar gemacht werden. Das heißt dann auch: Dem „mechanischen Materialismus der Naturwissenschaften“ (Romanòs, 1985, S. 183) steht als „Oppositionsbegriff“ *nicht* ein „Leben“ gegenüber, das (lebensphilosophisch) *numinos* als „Drang, Wille, Erleben, Trieb, Eros, Intuition, élan“ (ebd.) angedeutet ist, der „Oppositionsbegriff“ (so man so reden will) ist vielmehr schlicht und klar: Leben ist Semantik – konstituiert durch einen eigenen Beziehungsbegriff, die Verweissungsbeziehung.

Wenn solche Überlegungen zum Lebendigen nicht ganz falsch sind, dann hieße dies allerdings (und deshalb streue ich sie hier ein), dass unser Außerirdischer davon ausgehen müsste, dass dem Straßenverkehrskreuzungsgeschehen irgendeine Art von Lebendigkeit zukäme – auch wenn er noch nicht weiß, worin diese besteht. Und, weiter gedacht, auch Diskurstheoretiker, die aus ihren Diskursen Personen als Größen ausmerzen wollen (wie dies etwa Foucault, 1991, anstrebt), kämen nicht umhin, irgendwelche semantisch prozessierenden Vollzugseinheiten zu postulieren. Die Personen als individuelle Kosmen mag Foucault aus Diskursen entfernen, jedoch ohne irgendwelche semantisch prozessierenden Vollzugseinheiten, die Bedeutungen zu generieren und zu extrahieren in

der Lage sind, kommt er nicht aus. Wie diese zu denken sein sollen, das sagt er freilich nicht.

Aber, wie dem auch sei, das ist hier nur ein gedanklicher Seitenast. Ob man ihn für sinnvoll hält oder nicht, ist für das Weitere belanglos.

### 2.3 Pragmasemantische Spezifizierung

Es ist die Verweisungsbeziehung, die den semantischen Kosmos konstituiert. Und innerhalb des verweisungsstrukturierten semantischen Kosmos sind es die *Zuschnitte der semantischen Einheiten*, die gleichsam die Körnigkeit der Realitätsgliederung festlegen. Eine Variante der Gliederung des semantischen Kosmos ist die *pragmasemantische*.

Als verweisungscentrale Größen tauchen hier *Handlungen* (griech. *pragma* = Handlung) auf. Handlungen sind semantische Einheiten, die individuelle wie soziale Anschlussmöglichkeiten liefern. Die Handlungsverben der Umgangssprache stellen ein reiches Gliederungspotenzial zur Verfügung. Der pragmasemantische Kosmos ist ein Kosmos der Handlungen, der Handlungsinstanzen, der Handlungsgründe, der Behandlungsgrößen und der Handlungsergebnisse und ihrer Folgen. In ihm gibt es leibhaftige Menschen, Mitmenschen und Gegenstände, an denen und mit denen sich Handlungen vollziehen können. Solche Gegenstände können materialer (z.B. Bausteine), terrestrischer (z.B. Berge), institutioneller (z.B. Straßenverkehrsampeln), textlicher (z.B. mathematische Gleichungen), mitmenschlicher Art (z.B. Verkehrsteilnehmer) oder vielerlei anderes mehr sein.

Alle diese möglichen Gegenstände erhalten ihre pragmasemantische Bedeutung durch die *operativen Umgangsmöglichkeiten*, die ihnen handlungsbezüglich zueigen sind. Die Antwort auf die Frage, in welche Handlungszusammenhänge ein bestimmter Gegenstand als so oder so bestimmte Eigengröße einbindbar ist, beantwortet die Frage nach seiner pragmasemantischen Bedeutung. Auch das menschliche Geistesleben (sein Denken, Fühlen und Wollen) ist in pragmasemantische Vollzüge verweisungseingebunden (z.B. als Handlungsgründe). Und auch Menschen tauchen hier nur als handlungsbezügliche Einheiten auf (nicht als individuelle oder als subjektive Totalitäten – was immer das auch sein mag). Die Menschen werden mithin nicht eliminiert, wie dies etwa Luhmann (z.B. 1997, S. 744) in seiner Theorie sozialer Systeme tut, sondern sie werden pragmasemantisch spezifiziert.

## 2.4 Aktuell gelebte und potenziell lebbar Semantik

In den drei folgenden Abschnitte (2.4 bis 2.6) werde ich einige Unterscheidungen einführen. Ob es sich bei ihnen um zwingende Ausformulierungen des allgemeinen Gegenstandsentwurfs des semantischen Kosmos handelt, lasse ich hier offen. Die Unterscheidungen, die ich hier vornehme, brauche ich zur gegenständlichen Fixierung des Themas dieser Arbeit. Sie bilden keinen ausformulierten Entwurf. *Es handelt sich um Unterscheidungen, die als Voraussetzungen minimal gefordert sind.*

Die Unterscheidung „aktuell/potenziell“ brauche ich, um aktuell gelebtes Leben als Möglichkeit bestimmen zu können. Es gibt eine Vielzahl von Möglichkeiten. Eine ist realisiert worden. Warum die und warum keine andere? Um diese Frage aufwerfen und um sie beantworten zu können, brauche ich diese Unterscheidung. Es stimmt, was der Kulturwissenschaftler Geertz (1973) so sagt: „(A)ll begin with the natural equipment to live thousand kinds of life ... end having lived only one“ (S. 45).

Die Unterscheidung: „aktuell (gelebt)/potenziell (lebbar)“ lässt sich gut im Anschluss an den Begriff der operativen Umgangsmöglichkeiten erläutern. Semantische Potenziale sind Eigenarten (z.B. die Schwere) von Gegebenheiten (z.B. eines Steins), die in ihrem handlungsbezüglichen Gebrauch (z.B. Verwendung als Briefbeschwerer) aktualisiert werden können. In einem anderen Handlungszusammenhang (z.B. Einsatz als Drohmittel in einer handgreiflichen Auseinandersetzung) wird eine andere Eigenart (z.B. die Möglichkeit der Körperverletzung) aktualisiert. *Gegenstände sind semantische Potenziale.* Sie als solche abschließend zu bestimmen, ist wohl kaum möglich. Das heißt aber nicht, dass der Begriff des *Gegenstandspotenzials* damit uferlos ist. Neben vielen Umgangsmöglichkeiten gibt es auch viele Umgangsunmöglichkeiten. Eine jeweils vorläufige pragmasemantische Bestimmung des semantischen Potenzials eines Gegenstandes besteht in der Auflistung der handlungsbezüglichen Gebrauchsmöglichkeiten. Wird in einem Handlungszusammenhang eine dieser Möglichkeiten gebraucht, so wird aus potenziell lebbarer Semantik aktuell gelebte. *Aus vorhandener Semantik wird zuhandene Semantik.*

Die Unterscheidung zwischen „aktuell“ und „potenziell“, die ich eben an einem *Handlungsgegenstand* erläutert habe, kommt im semantischen Kosmos gleichsam universell zum Einsatz. Sie lässt sich auch auf den *Handelnden* selbst in vielfacher Hinsicht übertragen. Denken wir beispielsweise an die Aktualisierung irgendwelcher Kompetenzen (z.B. geistiger Fertigkeiten). Während die Aktualisierung eines Gegenstandspotenzials im Umgang mit diesem geschieht, so geschieht die Aktualisierung einer Kompetenz einer

Handlungseinheit durch die Aktivierung der ihr innewohnenden *Vollzugspotenziale* (z.B. bei der analytischen Strukturierung eines Problems). Von den Vollzugspotenzialen zu unterscheiden sind die *Materialpotenziale*. Es sind dies Potenziale der Handlungseinheit (z.B. Gedächtnisinhalte), die aktualisiert werden können (z.B. in einem Akt des Sich-Erinnerns), um das Material (z.B. ein erinnerter Name) für die Lösung einer Aufgabe (z.B. jemanden anrufen) zu liefern.

Die Unterscheidung zwischen Vollzugs- und Materialpotenzialen ist ein Gehalt der Umgangssprache (vgl. Laucken, 1974). So kann man umgangssprachlich geläufige Persönlichkeitseigenschaften unter anderem danach gliedern, ob sie vornehmlich Inhalte thematisieren, über die eine Person relativ überdauernd verfügt (z.B. Wissen, Einstellungen, Motive) oder ob sie einer Person bestimmte Vollzugsbereitschaften zuschreiben (z.B. Entscheidungsfreude, Ausdauer, Kreativität).

Der Begriff des Potenzials ist aber nicht nur gefordert, um gleichsam ruhende Bestände und Verfügbarkeiten als Möglichkeiten zu fassen, sondern auch um Spuren hinterlassen zu können (z.B. als Texte, als Erinnerungen), die bei Gelegenheit wieder aufgegriffen werden können.

Das mag an beispielhaften Erläuterungen genügen. Es geht mir hier nicht darum, eine umfassende handlungsbezügliche Taxonomie aktualisierbarer Potenziale vorzustellen. Ich möchte hier, wie gesagt, lediglich *minimal notwendige Unterscheidungen* einführen, die zur semantischen Vergegenständlichung eines Menschen und seines Lebensvollzugs gehören. Dazu gehört wohl die Differenz: „*aktuell/potenziell*“, das heißt, die Möglichkeit, die Wirklichkeit werden kann, aber nicht zu werden braucht (auch im physischen Kosmos wird eine strukturell vergleichbare Differenz gesetzt, z.B. in dem Begriff der potenziellen Energie). Der aktuelle Lebensvollzug besteht sodann aus der Aktualisierung, Zusammenstellung und Verarbeitung verfügbarer Potenziale. Er ist immer gelebte Möglichkeit in einem Reich lebbarer Möglichkeiten.

#### Exkurs

Es ließe sich hier ein *problemgeschichtlicher* Bezug zu der einst heiß diskutierten Entgegensetzung von Aktualitäts- und Substanzpsychologie herstellen (vgl. z.B. Meyer, 1909, S. 58ff.), wobei allerdings die Substanz eines Subjekts noch mehr impliziert als die hier gemeinten Potenziale einer Handlungseinheit. Doch hier wie da gibt es das *Problem*, dass Aktualität als Gegenbegriff Poten-

zialität braucht. Man kann nicht einen Begriff ohne den anderen gebrauchen. Und in pragmasemantischen Denkmöglichkeiten gilt, dass die Inhalte von Potenzialen dadurch bestimmt werden, dass man sie in Bezug auf operative Umgangs- und Einsatzmöglichkeiten betrachtet. Es gibt also nicht Potenziale schlechthin, sondern stets aktualisierungsbezüglich besondere.

## 2.5 Individual- und sozialsemantische Zusammenhänge

Die Unterscheidung „individual-/sozialsemantisch“ brauche ich, um die von Menschen gelebten Ordnungsmitgegebenheiten nicht nur daraufhin befragen zu können, welche Funktionen sie im Lebensvollzug eines Einzelmenschen erfüllen, sondern wenn deren Funktionen auch in sozialen Interaktionszusammenhängen betrachtet werden sollen.

Als semantisch orientierter Forscher kann man die verweisungskausale Stellung beispielsweise einer bestimmten *Handlung* daraufhin betrachten, welche verweisungskausale Rolle diese innerhalb des Lebensvollzugs eines Einzelmenschen spielt. Man kann eine bestimmte Handlung aber auch in einen sozialen (oder interindividuellen) Interaktionszusammenhang stellen. Dann geht es darum, welche verweisungskausale Rolle sie dort als eine Handlung spielt, an die sich Handlungen anderer Menschen in einem zwischenmenschlichen Handlungszusammenhang anschließen können (vgl. Laucken, 2004). Je nach funktionaler Einordnung kann somit eine Handlung (z.B. die Beleidigung eines Gegenübers) eine unterschiedliche Bedeutung haben, abhängig davon, ob sie in einen individualsemantischen Zusammenhang gestellt wird (z.B. Genugtuung für erlittenen Ärger) oder in einen sozialsemantischen Zusammenhang (z.B. Beginn einer Prügelei).

In dem oben erwähnten Straßenverkehrskreuzungsbeispiel hatte sich der außerirdische Betrachter eine sozialsemantische Brille aufgesetzt. Es ging ihm um das Zusammenspiel des Fahrverhaltens der Fahrzeuge untereinander. Hätte der Außerirdische irgendwann bemerkt, dass die Fahrzeuge von handelnden Menschen gesteuert werden, wäre er aber gleichwohl bei seinem sozialsemantischen Draufblick geblieben, so geriete nun auch das Denken, Fühlen und Wollen der Fahrzeuglenker in den Blick, nun freilich *sozialsemantisch* geprägt. Es ginge dann um jenen Satz an Handlungsbereitschaften (Vollzug- und Materialpotenziale), der den jeweiligen Habitus eines Autofahrers ausmachte. Der Habitus umfasste dann das, was ein Autofahrer wissen, können, fühlen, wollen und so weiter müsste, damit er in der Lage



wäre, in einem bestimmten sozialen und örtlich Habitat (hier: einer Straßenverkehrskreuzung) wechselseitig zurechenbar und abstimmungsfähig zu handeln. Das habituierte Denken, Fühlen und Wollen wäre dann gleichsam zum Bestandteil einer funktionierenden Sozialpraxis geworden. Es wäre in sozialfunktionale Kausalzusammenhänge einbezogen und so (eben: sozialsemantisch) betrachtet worden.

Geläufiger ist es Psychologen, das Denken, Fühlen und Wollen der Menschen *individualemantisch* in den Blick zu nehmen. Dann haben sie jeweils einen einzelnen Menschen vor sich, der als Funktionseinheit für und in sich vergegenständlicht wird. Alles an ihm wird in individualfunktionale Kausalzusammenhänge gestellt. Er nimmt dann beispielsweise bestimmte visuelle Informationen auf, diese werden in bestimmter Weise kodiert, mit gespeicherten Informationen in Beziehung setzt, daraus ergeben sich faktische und valutive Entscheidungsprämissen, die sodann zu dieser oder jener Entscheidung führen ... und so weiter. Hätte der fiktionale Außerirdische also entdeckt, dass die Fahrzeuge von *einzelnen Menschen* gesteuert werden, und hätte er daraufhin seine sozialemantische Brille ab- und sich eine individuellemantische Brille aufgesetzt, so wäre das Straßenverkehrskreuzungsgeschehen in so viele individuellemantische Zusammenhänge zerfallen als es Verkehrsbeteiligte gibt. Die Sozialpraxis als zwischenmenschlicher Verweisungszusammenhang wäre entschwinden gewesen.

Die individual- und die sozialemantische Betrachtung des Verkehrsgeschehens an einer Straßenkreuzung grenzt gegenständlich klar unterschiedene Zusammenhänge aus. Dies hindert aber nicht daran, zwischen beiden Zusammenhangsarten Beziehungen zu stiften, die ich *transfunktional-komplementäre Erhaltungsbeziehungen* nenne (vgl. Laucken, 2003). Eine Frage, die diese Beziehung thematisiert, könnte lauten: Welche verschiedenen Individualsemantiken können die Verkehrsteilnehmer leben, ohne dass der sozialemantische Zusammenhang darunter leidet bzw. bei welchen individualsemantischen Differenzen bricht der sozialemantische Zusammenhang zusammen? Menschen im Vollrausch etwa, so unterstellen Richter häufig, funktionieren in einer Weise individuellemantisch, die ein komplementäres sozialemantisches Geschehen (wie an einer Straßenverkehrskreuzung) stört oder gar unmöglich macht.

Im Rahmen meiner Überlegungen, welche Unterscheidungen minimal gefordert sind, damit ein semantisch vergegenständlichter Lebensvollzug denkbar wird, stelle ich hier abschließend nochmals fest: Die Unterscheidung: „individual-/sozialemantisch“

ist dann gefordert, wenn nicht nur die Lebenspraxis Einzelner vergegenständlicht, erfasst und erklärt werden soll, sondern auch die Sozialpraxis, die aus dem koordinierten Zusammenleben mehrerer Menschen besteht.

## **2.6 Individualesemantischer Lebensvollzug als verweisungskausale Abfolge kopräsender semantischer Aktualkonstellationen**

Im zunächst Folgenden vergegenständliche ich den Menschen *individual-semantic* (die sozialesemantische Betrachtung wird später erfolgen; vgl. 4.9.2). Und bei dieser Vergegenständlichung lasse ich mich durch die oben (vgl. 2.1) ausgeführte „Wie-ist-es-möglich?“-Frage leiten. Aufgerufen wird eine solche Frage etwa dann, wenn ich zwischen phänomenalen und semantischen Gegebenheiten nach *strukturellen Vergleichbarkeiten* suche. Um welche phänomenalen Gegebenheiten es dabei geht, will ich hier beispielhaft verdeutlichen. Als Beispiel nehme ich mich und meine phänomenale Seinsbefindlichkeit beim Schreiben dieser Zeilen (wobei natürlich klar ist, dass diese Seinsbefindlichkeit durch ihre Besinnung verändert wird; das ist hier aber belanglos).

Während ich diese Zeilen schreibe, erfahre ich mich als jemanden, der sich in vielerlei Bezügen in der Welt befindet: Ich denke nach, ich folgere, ich verwerfe, ich fange neu an ... und so weiter. Zugleich sitze ich auf einem Stuhl, die Sonne scheint durch das Fenster. Meine Hand wirft einen Schatten auf das Papier. Einen Schatten, der sich beim Schreiben bewegt. Mir kommt in den Sinn, dass ich heute Abend mit meiner Frau ins Kino gehen werde. Ich freue mich darauf. Auf dem Dach gurr eine Taube. Unser Hund bellt. Draußen höre ich das Poltern des Müllautos. Wie war doch gleich noch mal mein letztes Argument? Ach, ja ... und so ließe sich die Konstellation der Einheiten und Beziehungen, die meine gegenwärtige Lebensbefindlichkeit ausmacht, noch weiter ausfächern.

All diese Bezüge sind für mich *lebensvollzöglich zugleich* Gegenwart. Sie sind mir nahezu kopräsent, auch wenn ich akzentuierend mal das Eine gleichsam zur Figur mache und das Andere damit in den Hintergrund treten lasse. Figur-Grund-Relationen thematisieren stets Kopräsendes.

### Ergänzung

Wie Gerda Walther (1923) in ihrer phänomenologischen Schrift „Zur Ontologie sozialer Gemeinschaften“ berichtet, verdanke sie Martin Heidegger den

Hinweis, dass „(d)as Ich ... gewöhnlich in einem Komplex innigst verwobener Erlebnisse (lebe)“ (S. 12). Und weiter heißt es bei ihr: „Der Erlebnisstrom ist also nicht nur eine Kette von auseinander hervorgehenden und sich ablösenden einzelnen aktuellen Erlebnissen ..., sondern er ist vielmehr eher ein Strom von ... Erlebniskomplexen, deren ... einzelne Momente sich ständig durchdringen, verschieben und ablösen“ (ebd.). Sie beschreibt diesen Erlebnisstrom auch als „aufeinander folgende Gesamtkomplexe“ (ebd.).

Wenn ich diese phänomenale Gegebenheitsweise der jeweiligen Gegenwart meines Lebensvollzuges strukturparallel semantisiere, so besteht mein Lebensvollzug aus einer Abfolge *kopräsentier semantischer Konstellationen*. Diese Konstellationen erhalten ihren Konstellationscharakter durch vielerlei denkbare Ordnungen. Eine der Wahrnehmungspsychologie entlehnte ist die Figur-Grund-Ordnung. Figur mag ein Gedanke sein, Hintergrund ist u.a. das Poltern des Müllautos. Doch kann das rasch kippen, wenn mir in den Sinn kommt, dass ich vergessen habe, den Mülleimer herauszustellen. Die Fokalisierungswchsel können also Konstellationen wandeln.

Wohl jeder Mensch kennt dieses Zusammen- und Wechselspiel der Bestandteile, die eine gegenwärtige Lebenslage ausmachen. Wenn dem so ist, so stellt sich dem Psychologen doch eine Folgefrage: Welche psychologische Theorie nimmt diese Gegebenheit auf und gibt ihr einen gegenständlichen Ort? Welche Theorie ist geeignet, diese allgegenwärtige Lebensbefindlichkeit und ihre Ordnungsbeschaffenheit einzufangen? Gefragt wird hier (d.h. in semantischer Vergegenständlichung) nicht nach einer gegenständlichen Einpassung phänomenaler Gegebenheiten als solcher, gefragt wird vielmehr nach *strukturvergleichbaren Ordnungen* im individualsemantischen Kosmos. Man mag sich mit dieser Frage weit schweifend umtun, so etwa auf dem Feld kognitiv orientierter Theorien der Verarbeitung semantischer Informationen. Man mag Klassiker befragen (z.B. Lindsay & Norman, 1973) oder Zusammenstellungen neuerer Arbeiten (z.B. Prinz & Hommel, 2002), man wird nicht fündig werden. Allenfalls ließe sich in manchen Theorien ein Speicherplatz für ein solches Geschehen finden, der so genannte Arbeitsspeicher etwa, aber eine inhaltliche Artikulation, die dem phänomenalen In-der-Welt-Sein strukturell entspricht, wird man vergeblich suchen, lediglich Angaben über Grenzen der Kapazität des zugleich Präsenthaltens irgendwelcher Einheiten lassen sich finden. Der gleiche Befund stellt sich

ein, wenn man kognitiv angelegte psychologische Handlungstheorien durchforstet (vgl. Straub, 1999).

Nun lässt sich diesem Mangelvorwurf entgegenhalten, dass er sich aus einem völlig überzogenen Anspruch herleite. Wissenschaftliche Vergegenständlichungen selektieren stets. So gibt es auch keine Theorie, welche all das erfasst, was beispielsweise zu einem bestimmten Zeitpunkt in einem kleinen Gartenteich geschieht. Wenn jedoch stets selektiert werden muss, so mag man folgern, dann kann nicht ein Vorwurf eben daran gelten. Das ist wohl richtig. Stets muss selektiert werden. Doch kann man die Art der Selektion befragen. Ist der Selektion etwas Wichtiges zum Opfer gefallen? Eben dies meine ich. Die Enge der inhaltlichen Auffächerung und Strukturierung des augenblicklichen semantischen Daseins eines Menschen, welches die kognitiv orientierten Informationsverarbeitungstheorien gegenständlich postulieren, weicht von der Struktur meiner phänomenalen Lebensbefindlichkeit so eklatant ab, dass ich unterstelle, hier muss unangemessen selektiert worden sein.

Natürlich werde auch ich selektiv vergegenständlichen und theoretisieren, doch versuche ich dies so zu tun, dass der *Konstellationscharakter jeglicher Lebensbefindlichkeit* dabei nicht verloren geht. Ich werde solche Konstellationen „*Aktualkonstellationen*“ nennen. Diese Wortwahl ist vierfach begründet:

- Es sind dies *handlungs*bezügliche Konstellationen (lat. *actus* = Handlung). Dem Sprachstilisten wird es grauen, wenn ich sage, dass die Bezeichnung *Aktualkonstellationen* zur pragmasemantischen Vergegenständlichung des Menschen (griech. *pragma* = Handeln) gut passt. Ich gestatte mir diesen (griechisch-lateinischen) Stilbruch, weil seit den Pragmatisten der griechische Wortbezug üblich ist und weil der lateinische Wortbezug folgende brauchbare Assoziationen deckt.
- Mit *aktuell* ist auch *gegenwärtig* gemeint. Aktualkonstellationen sind somit handlungsbezüglich geordnete Befindlichkeiten des gegenwärtigen Lebensvollzugs eines Menschen. Und *gegenwärtig* ist das, was ein Mensch handlungsbezüglich (d.h. für sein Handeln daseiend) als *gegenwärtig* erfährt. Gegenwart ist also nicht irgendwie physikalisch (etwa als Punkt auf einer Zeitachse) bestimmt, sondern semantisch (etwa als inhaltlich bestimmter Moment einer Veränderungsreihe). Der Begriff der Zeit wird nur gebraucht, um Veränderungen als eben solche auffassen und begreifen zu können.

- Bei der Bezeichnung Aktualkonstellation klingt die Differenz: „*aktuell/ potenziell*“ mit an. Als Aktualkonstellation existiert der Mensch als aktualisierte Konstellation in einem Inhaltsraum optional aktualisierbarer Potenziale. Leben vollzieht sich in Aktualisierungen von Potenzialen durch aktualisierte Potenziale. Leben ist sozusagen Aktualisieren und Aktualisiert-Sein (vgl. 2.4).
- Und schließlich wird in dieser Bezeichnung ein Gedanke aufgegriffen, den die Leipziger Ganzheitspsychologen gedacht haben. Sie erfanden für diesen Gedanken den Begriff der *Aktualgenese*. In den hiesigen Denktzusammenhang übertragen ist damit ausgesagt, dass Aktualkonstellationen stets gewordene und stets werdende Zusammenstellungen sind.

Nun lässt sich meine am Anfang dieser Arbeit gestellte Ausgangsfrage schon ansatzweise gegenständlich verorten. Welcher Art sind die Bestandteile der jeweils gelebten Aktualkonstellationen, die diesen den Charakter (über- augenblicklich) gelebter Kontinuität und Permanenz verleihen?

Bevor ich dieser Vergegenständlichung weiter nachgehe, muss ich noch einen weiteren Mangel kognitiv orientierter Theorien der Verarbeitung semantischer Informationen besprechen und nach Möglichkeit beheben. Es geht um deren verfehlte Vorstellungen von der Art und Weise, wie Menschen sich auf die Umgebung, in der sie leben, beziehen. Ich spreche, etwas emphatisch, von Weltbezug.

## 2.7 Partizipativer Weltbezug des Menschen

Den partizipativen Weltbezug des Menschen werde ich als Gegenentwurf zum repräsentationalen einführen. Der partizipative Weltbezug kommt, so wird sich zeigen, der naiven Sicht des Weltbezugs recht nahe. Da aber der repräsentationale Weltbezug derjenige ist, der in den meisten psychologischen, kognitionstheoretischen und neurowissenschaftlichen Theorien des Wahrnehmens der derzeit vorherrschende ist, werde ich mich zunächst diesem zuwenden und ihn als Kontrastfolie benutzen, um den impliziten Gehalt des naiv-partizipativen Weltbezugs zu explizieren.

### 2.7.1 Welt als Repräsentation

Frage: Wo und wie bringen die gebräuchlichen kognitiv orientierten Informationsverarbeitungstheorien die Wirklichkeit, in der oder der gegenüber ein Mensch handelt, unter? Antwort: Sie taucht in diesen Theorien als inwendige

Repräsentation der äußeren Wirklichkeit auf! (vgl. z.B. Schermer, 1991) Folgefrage: Wie kommt es zu dieser Repräsentation? Meistgegebene Antwort: Durch irgendwelche Vorgänge der Kodierung wird die „äußere“ Wirklichkeit in eine „innere“ Wirklichkeit so transformiert, dass Letztere Erstere repräsentiert. Die entscheidenden Vorgänge sind das *Kodieren*, das *Transformieren* und das *Repräsentieren*. Nachfrage: Was ist darunter zu verstehen? Was wird hier wie und mit welchem Ergebnis be- und verarbeitet? Die übliche Antwort darauf muss etwas ausführlicher ausfallen:

Die kodierungsvorgängige äußere Wirklichkeit ist, so wird zumeist angenommen, rein physischer Natur, das heißt, sie besteht aus Größen und Beziehungen, die sich in den Maßen Zentimeter, Gramm und Sekunde erfassen lassen. Die innerlich repräsentierte Wirklichkeit ist dagegen semantisch beschaffen. Das heißt, es ergibt keinen Sinn etwa nach der Masse, der elektrischen Ladung oder der räumlichen Erstreckung eines bestimmten Repräsentationsinhalts zu fragen. Gesehen wird, um ein Beispiel des Physikers Eddington (1928) aufzugreifen, ein handlungsbezüglich semantisch gehaltvoller „Sinnentisch“ und nicht ein physikalisch gesetzter „Schattentisch“, der eine sinnlich qualitätslose „cm, g, sec“-Gegenbenheit ist. Da nun aber der semantisch vergegenständlichte Mensch nur in einer semantisch gehaltvollen Welt handelnd leben kann (indem er z.B. eine „Sinnentasse“ auf einen „Sinnentisch“ stellt), lebt er gleichsam nur inwendig, eingekapselt in die oder umhüllt von der (semantischen) Repräsentation der (physischen) „Schattenwirklichkeit“ da draußen. Diese Sichtweise hat eine lange Tradition. Sie lässt sich bis zu den griechischen Sophisten zurückverfolgen und bei Descartes ließ sie den (methodischen) Zweifel aufkommen, ob es nicht sein könne, dass wir stets nur in einer Traumwelt leben, gleichsam in einer dauerhaften Repräsentationsillusion.

Vieles liegt bei diesem Denkansatz im Argen. Zunächst einmal ist es völlig unklar, wie Repräsentationen zustande kommen sollen. Die schönen Worte „Kodieren“, „Transformieren“ und „Repräsentieren“ kaschieren ein Mysterium. Wie kann ein rein physisches Etwas (und ein solches soll die äußere Wirklichkeit ja sein – z.B. ein „Schattentisch“), sobald es auf einen Menschen als irgendeine Reizenergie trifft, in ein unphysisches Etwas (und ein solches soll die innere semantische Wirklichkeit ja sein – z.B. ein „Sinnentisch“) umschlagen? Bereits Schrödinger (1942, hier: 1989) legt dar, indem er die physische Kausalkette, die ein Schallereignis, das auf ein Ohr trifft, auslöst, auf seinem Weg ins Gehirn weiter verfolgt, dass es nirgendwo auf

diesem Weg einen Ort geben kann, in dem das physische Ereignis in ein semantisches umschlägt. Repräsentationstheoretiker müssen irgendwie transsubstanziell wundergläubig sein.

#### Exkurs

Die dem repräsentationalen Denken innewohnenden Ungereimtheiten und ihre Erörterung haben eine lange erkenntnistheoretische Geschichte. Angefangen bei John Lockes Unterscheidung zwischen primären und sekundären Eigenschaften geistig repräsentierter Objekte, über George Berkeleys reinen Phänomenismus und David Humes Assoziationismus, bis hin zu Immanuel Kants (subjektivem) Konstruktivismus. Hier geht es nun aber nicht um erkenntnistheoretische Setzungen und deren Qualitäten, sondern hier geht es um psychologische Theorien (deren fraglos gestellte basale Erkenntnissemantik habe ich andernorts dargelegt; Laucken, 2003, S. 27ff.). Im Rahmen psychologischer Theoriebildung ist nun aber noch eine andere Ungereimtheit von Belang.

Zu diesem ontischen Wunder der Wandlung gesellt sich noch eine begriffliche Unklarheit. Es geht um das, was „Repräsentation“ meinen kann. Ein Beispiel mag das Problem erläutern: Die Abgeordneten im Bundestag mögen behaupten, sie repräsentierten die Bevölkerung. Deswegen wird von repräsentativer Demokratie gesprochen. Ob dieser Anspruch zu Recht erhoben wird, lässt sich prüfen, weil die repräsentierte Bevölkerung und die repräsentierenden Abgeordneten gleicher *gegenständlicher Modalität* sind. Eben dies ist aber bei der Repräsentationsbeziehung, die in den gebräuchlichen Informationsverarbeitungstheorien unterstellt wird, nicht der Fall. Wie kann ein Gegenstand der Modalität X (z.B. ein neuronales Erregungsmuster im Gehirn) einen Gegenstand der Modalität Y (z.B. die Zahl 4 in einer algebraischen Gleichung) repräsentieren, wenn X und Y gegenständlich inkompatibel sind? (hier: der physische Kosmos ist definitionsgemäß semantisch entleert) Das geht nicht! Dies mag wiederum das Bundestagsbeispiel evident machen: Können Abgeordnete, semantisch verstanden als politische Akteure, Organismen, physisch verstanden als wandelnde atomare Zitterwolken, repräsentieren? Nein! Akteure können Akteure repräsentieren und atomare Zitterwolken können atomare Zitterwolken repräsentieren, aber atomare Zitterwolken können keine Akteure repräsentieren. Denn: Wie sollte im letzteren Fall die Qualität einer Repräsentation beurteilt werden? Die

Unmöglichkeit darauf klar zu antworten, offenbart den solchem Denken innewohnenden Widersinn.

Das Repräsentationsverhältnis, das geläufige Wahrnehmungstheorien enthalten, nenne ich andernorts (vgl. Laucken, 2003) *exorepräsentational*, weil hier ein semantisches Gebilde (z.B. ein wahrgenommener Gegenstand) ein *außersemantisches* Gebilde (z.B. einen rein physisch bestimmten Gegenstand) repräsentieren soll. *Endorepräsentationale* Beziehungen, in denen ein semantisches Gebilde (z.B. der Gehalt einer verbalen Beschreibung) ein anderes semantisches Gebilde (z.B. ein wahrgenommenes Bild) repräsentieren soll, sind dagegen völlig unproblematisch, da sie *innerhalb* einer gegenständlichen Modalität (hier: innerhalb des semantischen Kosmos) gestiftet werden. Hier lässt sich dann auch prüfen, ob die Repräsentationsbeziehung tatsächlich eine solche ist (z.B.: Ist die Bildbeschreibung korrekt?). Vergleichbares gilt auch für endorepräsentationale Verhältnisse innerhalb des physischen Kosmos. Was ich hier beanstande, sind nur exorepräsentational angelegte Theorien des Weltbezugs. Sie sind in sich un schlüssig. Sie bauen wohl darauf, dass man sie fälschlich und unbemerkt als endorepräsentationale auslegt.

### 2.7.2 Welt als Gegenstand

Dem widersinnigen (exo)repräsentationalen Weltbezug stelle ich den *partizipativen* gegenüber. Dieser lässt sich sowohl physisch, wie auch semantisch vergegenständlichen. In der physischen Denkform würde man beispielsweise nicht fragen: „Wie kommt die Wirklichkeit ins Gehirn?“, vielmehr würde man fragen: „Wie verbindet sich das Gehirn mit der Wirklichkeit so, dass der Hirnbesitzer sich in ihr adaptiv wirksam bewegen kann?“ In der *semantischen Denkform* kann ich zur beispielhaften Vergegenständlichung auf das Straßenverkehrsgeschehen zurückgreifen: Auch körperliche Gegebenheiten (wie z.B. ein auf der Straße liegender Felsbrocken) sind in der semantischen Denkform semantische Größen. Sie erhalten ihre (hier: pragma-)semantischen Differenzqualitäten (das heißt: ihren objektiven Bedeutungsgehalt) durch die operativen Umgangsmöglichkeiten, die ihnen (handlungsbezüglich tatsächlich) zueigen sind.

Die wahrgenommenen Qualitäten der Umgebung sind nicht wahrgenommene Qualitäten einer internen Repräsentation der Umgebung, sondern wahrgenommene Qualitäten einer Umgebung, an der ein Mensch durch sein Handeln direkt teilhat. Kurz: Die wahrgenommenen Qualitäten von Gegen-



ständen kommen den tatsächlichen Objekten zu und nicht ihren subjektiven Stellvertretern.

### Exkurs

Wovon übrigens jeder Naturwissenschaftler in seiner Forschungspraxis ausgeht: Wenn beispielsweise ein Neurowissenschaftler das Gehirn eines Affen durch eine Schädelöffnung sieht, dann geht er davon aus, dass das, was er da sieht, Eigenschaften des Affenhirns sind und nicht Eigenschaften von Repräsentationen des Affenhirns in seinem Hirn, Repräsentationen, die er möglicherweise nur träumt. Ein neurowissenschaftlicher Forschungsantrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der als Gegenstand der Affen-Forschung Repräsentationen der Neurowissenschaftlern von Affenhirnen auswies, hätte wohl geringe Chancen genehmigt zu werden. *Forschen ist ein semantisches Geschäft in einer semantisch vergegenständlichten Realität.* Und weil Forschen ein semantisches Geschäft ist, kann Schrödinger (1989) sagen, dass der Gegenstandsentwurf der Naturwissenschaften gegenständlich so beschaffen ist, dass darin das Betreiben von Naturwissenschaft keinen gegenständlichen Ort finden kann.

Vergleichbare Auslassungen zur *Semantisierung* der handlungsbezüglichen Umgebungsgrößen eines Menschen ließen sich bei Gibson (1979) finden. Er spricht von „affordances“ (ein Wort, es steht in keinem Englischlexikon, das wohl an Wolfgang Köhlers Begriff der „Gefordertheit“ angelehnt ist), welche die Umgebungsgrößen kennzeichnen. In den daraus gezogenen Konsequenzen gehe ich allerdings noch einen Schritt weiter als Gibson. Gibson ist kein Partizipationstheoretiker, allerdings semantisiert auch er die Umgebung und ihre Größen.

Die semantischen *Aktualkonstellationen*, die die jeweilige Lebenswirklichkeit eines Menschen ausmachen, schließen in der Regel (außer vielleicht im Schlaf) auch semantische Größen der handlungsbezüglichen Umgebung eines Menschen, der er in seinem Handeln partizipativ verbunden ist, mit ein, und zwar *gegenständlich direkt*. Allerdings tauchen die Gegenstände der Umgebung in den gelebten Aktualkonstellationen der Menschen selektiv in jenen gegenständlichen Eigenschaften auf, die jeweils handlungsbezüglich aktualisiert werden (z.B.: für einen Autofahrer ist der Felsbrocken, der auf der Straße liegt, schwer, scharfkantig, nicht alleine wegschiebbar und so weiter). Der potenzielsemantische Gehalt ist natürlich viel umfänglicher als

der jeweils handlungsbezüglich aktualisierte (z.B.: für einen Andenken-sammler ist der Felsbrocken auch noch ersteigbar, so dass man jemanden auf den Felsbrocken heraufklettern lassen kann, um ein Erinnerungsfoto zu machen). Der potenzielsemantische Gehalt eines Gegenstands ist nicht etwas Erfundenes und dem Gegenstand sodann (mehr oder weniger willkürlich) Auferlegtes, sondern er besteht aus handlungsbezüglichen Eigenschaften des Gegenstands. Deswegen heißt er *Gegenstand* und deswegen spricht man von seinen *Eigenschaften*.

Worin sich dieser partizipative Weltbezug von dem (exo)repräsentationalen unterscheidet, das muss man sich ganz klar machen, weil darauf einiges im Folgenden aufbaut: Der semantisch vergegenständlichte Mensch lebt nicht in einer a-semantischen Umgebung, zu der er in seiner bedeutungshaltigen Lebensführung keinen direkten Zugang hat, vielmehr lebt er in einer semantisch gehaltvollen Umgebung, der er mannigfach direkt verbunden ist – sei es handelnd, sei es bildend, sei es wahrnehmend. Partizipation umfasst (in Piagetscher Rede gesagt) stets „Assimilation“ und „Akkommodation“ - Aneignen und Einpassen. *Menschen leben als semantische Aktualkonstellationen jeweils ein bestimmtes, verweisungssemantisch strukturiertes Mensch-Umgebungs-Beziehungsgefüge*. Die Umgebung ist in diesem Beziehungsgefüge dann das, was einem Menschen beim handelnden Umgang mit ihr gegeben ist.

Sofern man die (wegen unklarer Grenzziehung leicht fehlleitende, aber wohl untilgbare) „innen/außen“-Differenz nicht aus seinem Kopf bekommt, ist festzustellen, dass gelebte Aktualkonstellationen „Innen-“ und „Außen“-Bestandteile *zugleich* enthalten. Der in partizipativem Weltbezug lebende Mensch lebt stets auch „außen“, und zwar direkt (und nicht indirekt, auf geheimnisvolle Weise exorepräsentational vermittelt). In ihren partizipativen Weltbezügen können sich Menschen deshalb gegenständig direkt überschneiden. Bildlich gesprochen: Menschen können einander gegenüber offen sein, indem sie einvernehmlich handelnd zugleich bei den Dingen sind.

Der strukturbestimmende Kern eines Verweisungszusammenhangs, den eine Aktualkonstellation ausmacht, ist das *Handeln* einer Handlungseinheit. Alles *Erfahren* ist ein handlungsbezügliches Erfahren. „(A)gents must perceive in order to act and act in order to perceive“ (Chan & Shaw, 1996, S. 2). Und Erfahrungen sind Bestandteile von Aktualkonstellationen, die Menschen leben. Menschen erfahren dabei ihre Umgebung umgangsbezüglich tatsächlich und direkt. *Partizipatives Wahrnehmen ist teilnehmende und teilhabende*

*Umgangserfahrung* – erfahren im direkt-hantierenden oder sich hin und her bewegendem Umgang mit Gegebenheiten der Umgebung. Das Wort „erfahren“ enthält dieses Bedeutungsmoment etymologisch. Umgangserfahrung ist etwas, das sich mit den Menschen beim Umgang mit den Gegebenheiten der Umgebung ereignet. Nur deshalb ist Wahrnehmen, evolutionstheoretisch gesehen, adaptiv nützlich. Nur eine Handlungseinheit, die die „natural constraints from the environment“ (ebd.) im Umgang mit ihr erfahren kann, ist darin überlebensfähig.

#### Ergänzung

Dem naiven Alltagstheoretiker, dies kündigte ich bereits an, braucht man all dies nicht plausibel zu machen. Es macht ihm keine Schwierigkeiten, dies so zu sehen (auch wenn ihn die aufwendigen Erläuterungen befremden mögen). Anders steht es wohl um einen Psychologen, der im Studium die wahrnehmungspsychologische Habituation durchlaufen hat. Ihm gilt die folgende Zusatzerläuterung: Während ich hier diese Zeilen mit meinem Füllfederhalter schreibe, auf ein vor mir liegendes Blatt Papier, braucht jemand, der partizipationstheoretisch denkt und der das, was ich da mache, vergegenständlichen, erfassen und erklären will, nicht zwischen (a-semantischen) physischen Schriftzügen in einer Welt „da draußen“ und bedeutungshaltigen Schriftzügen in einer Welt „in mir drinnen“ zu unterscheiden, wobei dann allein Letztere für mich lebensbezüglich da wären. Für den Repräsentationstheoretiker wäre das so. Für ihn würde gelten, dass ich „da draußen“ nur schreibe, um etwas „in mir drinnen“ zu schaffen, wobei „draußen“ und „drinnen“ transsubstanziell numinos verbunden sind. Anders ist es, wenn man partizipationstheoretisch denkt. Dann braucht man diese „drinnen/draußen“-Weltverdoppelung nicht. Der von mir niedergeschriebene Text ist sodann ein potenzialsemantisch gehaltvolles, gegenständliches Etwas, von dem mir eine bestimmte Lesart aktualsemantisch direkt gegeben ist. Dies so zu sehen, entspricht unserer naiven Weltsicht, nur ist sie dann nicht mehr naiv, wenn man sich klar macht, dass sie besser begründbar ist als die so anspruchsvoll daher kommende repräsentationalistische. Leider ist es häufig schwieriger, etwas gemeinhin Selbstverständliches als durchaus haltbar zu begründen, als etwas davon Abweichendes spektakulär vorzuführen.

Ein beachtenswerter Seitenast partizipationstheoretischen Denkens ist die enge gegenstandsseitige Einbindung des Handelns und Denkens. Viele kognitionspsychologische Theorien entwerfen den Menschen als jemanden, der ein viel-

fältiges und bestandteilreiches kognitives Prozedere (dessen Einheiten sich isolieren und serialisieren lassen) durchläuft, inwendig geschehend, bevor er den aktionalen Rubikon (um Heckhausens, 1989, Bild zu gebrauchen) erreicht, überschreitet und gleichsam behavioral in Erscheinung tritt. Dem steht die partizipationstheoretische Auffassung des Weltbezugs des Menschen entgegen. Menschen leben demnach stets ein partizipativ ausgreifendes Leben: Handeln, Denken, Umgebungsgegebenheiten, Umgangserfahrungen und anderes mehr sind stets aktuellkonstellativ zugleich zuhanden. Dem Handeln geht nicht eine a-aktionale Ruhephase voraus (in der der Mensch gleichsam aktional erstarrt), sondern Menschen leben stets ein praktisch und umgebungspartizipativ strukturiertes Leben. Indirekt zeigt sich dies an den mühevollen Übungen, die ein Meditierender praktizieren soll, um Schritt für Schritt all diese Einbindungen zu kappen (ob er das vollkommen schaffen kann, lasse ich hier mal offen).

Da aus partizipationstheoretischer Sicht die Menschen die Gegenstände der Umgebung beim Umgang mit ihnen erfahren, ist die Umgangserfahrung handlungsbezogen. Es ließe sich deshalb von einem *pragmatischen Konstruktivismus* reden (falls man, der Zeitgeist gebietet es fast, irgendeinen Konstruktivismus unterbringen will). Es wäre dies ein die Gegenstände durch ihr jeweiliges Behandeln zugleich bestimmender und enthüllender Konstruktivismus.

Ein Bild als Fazit: Menschen sind also keine in sich abgeschlossenen Kognitionsblasen, nebeneinander her schwebend in einer ihnen gegenstandsfernen Flüssigkeit (wie Luftblasen in Öl), sondern Menschen existieren als semantische Aktuellkonstellationen, die offen sind für eine Umgebung, an der sie selektiv und direkt partizipieren und über die sie sich auf ihre Mitmenschen beziehen können.

Der entscheidende Gedankenschritt, der all dies unproblematisch denkbar macht, besteht in der *Semantisierung der Umgebung* von Menschen, die diese handlungs- und erfahrungsbezüglich bedeutungsvoll macht. Als semantische sind die Gegebenheiten der Umgebung direkt behandel- und erfahrbar. Wer so denkt, braucht keinen faden (exo)repräsentationalen Abklatsch der Wirklichkeit, der irgendwo im Gehirn herumspukt. Analog gesprochen: Das Gehirn als Bestandteil eines Organismus ist kein Repräsentationsorgan, sondern ein Partizipationsorgan.

Auf all diese Erläuterungen zur semantischen Vergegenständlichung des Menschen, zu seinem Leben als Aktuellkonstellation und zu seinem partizipativen Lebensvollzug werde ich im 4. Kapitel zurückkommen, wenn es um die Einordnung der nun folgen-

den Gedanken geht. Dann brauche ich z.B. eine Umgebung, in der sich Menschen durch ihr Handeln und Erfahren leib- und dingfest (d.h. partizipativ direkt) verorten und verankern können.



### 3      **Explikation denkbarer Ordnungsgeber des Lebensvollzugs**

Nun ist es möglich, das eingangs umrissene Thema dieser Arbeit in einer Weise zu vergegenständlichen, die es gedanklich bearbeitbar macht. Es geht um den Tatbestand, dass Menschen in jeder aktuellen Lebenslage ihren Lebensvollzug als vielfältig geordnet erfahren. Es ist dies eine wichtige Mitgegebenheit jeder gelebter Aktualkonstellation. Menschen leben in der Regel nicht in einem assoziativen Gestrüpp, sondern in einer Konstellation (dem gestirnten Himmel vergleichbar; lat. stella = Stern). Diese Geordnetheit ist aber (entgegen dem Sternenhimmel) keine Vorgegebenheit, sie muss vielmehr laufend geschaffen und erhalten werden, sonst zerfällt sie und geht verloren.

Im hinführenden Eingangsbeispiel ging es um Ordnungen, die der menschlichen Lebensführung Bestand, Stetigkeit und Permanenz verleihen können. Bevor ich mich aber dieser speziellen Ordnung zuwende, will ich noch einen umfassenderen *Rahmen* zur Ordnung von Ordnungen skizzieren. In diesem wird die Permanenzordnung eine Variante sein.

Grob und akzentuierend lassen sich zwei Ordnungsarten unterscheiden. In räumlicher Metaphorik gesprochen, unterscheiden sie sich durch verschiedene Ordnungsrichtungen. Es gibt demnach *vertikale* und *horizontale* Ordnungen. Stets sind beide Ordnungen zugleich mitgegeben, gleichwohl lassen sie sich durchaus sinnvoll auseinander halten. Die vertikale Ordnung thematisiert das Zueinander der Bestandteile einer Aktualkonstellation in ihren gelebten Gegenwartsbezügen – ich spreche von *Präsenzordnung*. Die horizontale Ordnung thematisiert das Zueinander der Bestandteile einer Aktualkonstellation in ihren gelebten Vergangenheits- und Zukunftsbezügen. Ich unterscheide *Sukzessions-* und *Permanenzordnung*. Jede dieser drei Ordnungsarten zerfällt dann noch in Untervarianten.

Die in der Folge behandelten Ordnungen sind ständige *Mitgegebenheiten* der Aktualkonstellationen, die Menschen leben. Im gewohnten Lebensvollzug sind diese Mitgegebenheiten *unthematisch vorhanden*. Erst ihr Verlust oder ihre Störung lässt sie thematisch werden, so dass sich dadurch ihr Vorhandensein enthüllt. Die Wichtigkeit dieser Mitgegebenheiten kann man sich

deshalb gut dadurch plausibel machen, dass man sich gedankenexperimentell vorstellt, es gäbe sie nicht.

Ein Wort noch zu dem Wort Ordnung: „Ordnung“ hat oft den Beigeschmack von strikter Rationalität, von Ordentlichkeit, von Gedankenzucht, von in Reih und Glied und dergleichen. Wenn Rainer Maria Rilke sagt: „Wir ordnen’s. Es zerfällt. Wir ordnen’s wieder und zerfallen selbst“, dann ist diese strenge Vernünftigkeit angesprochen, die dem prallen Leben zuwider ist. Dieser Beigeschmack sollte hier beiseite gelassen werden. Ordnung meint hier schlicht das Zusammenstellen von Einheiten des Lebensvollzugs in einer Weise, die diesen lebbar macht. Was das heißen kann, darum geht es jetzt.

### 3.1 Präsenzordner

Präsenzordner leisten vertikale Ordnungsarbeit. Sie sorgen dafür, dass die Bestandteile der Aktualkonstellation, die die Gegenwart (lat. *praesentia* = Gegenwart) ausmachen, so geordnet sind, dass diese *handlungsbezüglich überschaubar und anschlussgeeignet* sind.

Den verschiedenen Ordnern, die ich im Folgenden unterscheiden werde, gebe ich lateinische Namen. Der Grund dafür ist nicht, dass es dafür keine deutschen Worte gibt (ich liefere ja jeweils eine mögliche Übersetzung), der Grund ist vielmehr, dass die deutschen Worte für den Sprachkundigen zumeist noch Mitbedeutungen haben, die, verallgemeinerte man sie, eher einengend sein könnten. Lateinische Worte haben für uns, die wir in dieser Sprache nicht aufgewachsen sind, hier dagegen den Vorzug, eher mitbedeutungsfrei und deshalb eher verallgemeinerungstauglich zu sein.

#### 3.1.1 Temporalordner

Die Temporalordner besagen einem Menschen jederzeit: Jetzt mache ich dies. Gerade habe ich jenes gemacht. Gleich werde ich das machen.

Von Gegenwart zu reden, ist nur sinnvoll, wenn diese von Vergangenheit und Zukunft umfasst ist. Es gibt dann das, was für jemanden hier und jetzt da ist. Es gibt das, was für jemanden mal da war. Und es gibt das, was für jemanden noch kommen wird. Ohne Gegenwart gibt es weder Vergangenheit und noch Zukunft. Wer in der Gegenwart lebt, lebt in diesen Ordnungsbezügen.

Diese Ordnungsbezüge temporal (lat. *tempus* = Zeit) zu nennen, hat nennenswerte, grundlegende Denkimplikationen: Von Zeit und Zeitbezügen zu



reden, ist nur sinnvoll, wenn es Veränderungen gibt. Blicke alles in sich identisch, erübrigte es sich, eine Zeitgröße einzuführen. Zeit ist eine Größe, die man braucht, um Veränderungen zu fassen und aufeinander zu beziehen.

Wer von Veränderungen redet, redet wiederum voraussetzungsreich. Es darf sich nämlich nicht alles ändern. Es muss etwas da bleiben, das sich nicht ändert. Selbst wenn alles im Fluss ist (griech. *panta rhei*), so muss es etwas geben, das fließt, und etwas, relativ zu dem das, was fließt, fließen kann. Paradox formuliert: Alles fließt nur dann, wenn nicht alles fließt. Folglich gilt: *Temporalordner liefern zugleich Halt und Wandel.*

Eine eigenartige Störung der den Menschen gewohnten temporalen Ordnung des Lebensvollzugs sind die so genannten „*déjà-vu*“-Erlebnisse. Die Gegenwart (meist Teile derselben) wird als schon dagewesene, als Wiederkehr von etwas Vergangenen erlebt. Temporale Zuweisungen geraten in Unordnung. Wenn das „*déjà-vu*“-Erleben überhand nimmt, was sehr selten der Fall ist und dann vor allem bei alten Menschen auftritt, so führt dies zu schweren Orientierungsstörungen. Menschen machen bestimmte Dinge, die sie besser machen sollten, nicht mehr, weil sie zu wissen glauben, sie schon gemacht zu haben. Die eingangs erwähnte jederzeitige temporale Mitgift („Jetzt mache ich dies. Gerade ...“) gerät in Unordnung.

Im Normalfall liegt die Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft. Wo aber beginnt die Gegenwart und wo endet sie? In lebenspraktischer Ordnung ist die Zeit der Gegenwart kein Zeitpunkt und auch nicht eine genau absteckbare Zeitstrecke, sondern sie umfasst das, was Menschen in ihrem jeweiligen Handeln direkt begegnet. Vergangenes und Zukünftiges begegnet Menschen nicht direkt handlungsbezüglich, nur die Gegenwart tut dies. Und die Beschaffenheit dieser Begegnung macht ihre Dauer aus. Oft wird über die Gegenwart auch in räumlicher Metaphorik gesprochen. Die Gegenwart ist demnach nicht klar umgrenzt, sondern nach hinten und nach vorne offen, und sie kann mehr oder weniger breit sein. All das hängt von ihrer pragmasemantischen Qualität ab.

Die temporale Einordnung der Gegenwart setzt diese zur Vergangenheit und zur Zukunft in eine Beziehung des Auseinander-Hervorgehens und des Ineinander-Übergehens. Melges (1985) schildert psychiatrische Erscheinungen, in denen dieser Beziehungscharakter verloren geht: „This temporal discontinuity is reflected in statements that the past, present, and the future seem like ‚separate islands‘ of experience with little relation to each other. Along with the feeling of discontinuity of time, there is often a pervasive feeling of loss of self-direction and an incapacity to plan

towards goals" (S. 141). An solchen „Störungen“ temporaler Geordnetheit des Lebensvollzugs lässt sich deren Eigenart und deren pragmatische Bedeutung ersehen.

Zur temporalen Ordnung des pragmatisch strukturierten Lebens gehört auch das Setzen von Anfang und Ende. Eine Erfahrung, eine Handlung, ein Gefühl und so weiter haben jeweils einen temporalen Anfang und ein temporales Ende. Selbst wenn ein Mensch nicht weiß, wann etwas begonnen hat und wie lange es vielleicht noch andauern wird, so ist auch in diesem Nichtwissen die Anfang-Ende-Ordnung bei der Einordnung eines Jetzt am Werke. Und schließlich setzen Erwartungen, die Menschen haben, Temporalordner voraus. Die Gründe für Erwartungen können erinnertes Vergangenes entstammen, ihre Inhalte beziehen sich auf Zukünftiges und die Gegenwart ist der Ort des Habens von Erwartungen.

Der Temporalordner, so zeigt sich hier, lässt sich zwar hinsichtlich verschiedener impliziter Gehalte gut explizieren, doch bleibt er definitionsscheu. Er gehört wohl zu jenen Größen, bei denen man mit Augustinus sagen kann: Solange ihr mich nicht fragt, weiß ich es, fragt ihr mich, so weiß ich es nicht mehr. Trotz dieser Unschärfe ist die Temporalordnung grundlegend für unser aller geordnetes Präsentsein. Fast alle Lebensvollzüge gehen von ihr aus – vom bereits erwähnten Erwarten bis zum Erinnern. Es ist kaum vorstellbar, mit Mitmenschen zu interagieren, denen wir nicht unterstellen, dass sie ihren Lebensvollzug jederzeit temporal geordnet leben. Selbst mit Tieren interagieren wir meist so, dass wir ihnen eine vergleichbare Ordnung unterstellen – wir loben und strafen, wir künden an und drohen. Nur bei Sachen und Dingen, mit denen wir umgehen, verzichten wir für gewöhnlich auf analoge Unterstellungen. Sprächen wir einem Menschen ein temporal geordnetes Leben ab, so machten wir ihn dinggleich – etwa wenn wir einem so genannten hirntoten Menschen nur noch „vegetatives“ Leben zusprechen. Er lebt, so unterstellen wir ihm, nicht mehr in einer zwischenmenschlich abstimmbaren Temporalordnung.

Die inhaltliche Artikulation einer gelebten temporalen Ordnung kann von Mensch zu Mensch variieren. Besonders fällt uns dies in Extremen auf. Altersdemente Menschen leben oft ein temporal kurz erstrecktes Leben. Man mag das zurückführen auf Einschränkungen der Kapazität des so genannten Kurzzeitgedächtnisses. Vergangenheitsbezüge verlieren sich rasch. Vorausblickend auf sozialsemantische Betrachtungen (vgl. 4.9.2) lässt sich hier schon einsichtig machen, dass die inhaltlichen Beschaffenheiten der Tempo-

ralordnungen der Lebensvollzüge von Menschen, die kooperieren wollen, hinlänglich einvernehmlich koordinierbar sein müssen.

### 3.1.2 Simultanordner

Diese Ordner geben dem, was an Verschiedenem gleichzeitig und gemeinsam gegenwärtig gegeben ist, eine handhabbare Ordnung (lat. *simultaneus* = gleichzeitig, gemeinsam). Ein Beispiel dafür ist die bereits eingangs angesprochene *Figur-Grund-Ordnung*. Sie betrifft Wahrnehmungsgegebenheiten und deren Ordnung (vgl. Rubin, 1921; Ehrenstein, 1930). In der Denkpsychologie taucht entsprechend die ordnende Differenz *fokal/lateral* auf. In allen Fällen geht es um das simultane Zueinander aktuell gelebter semantischer Einheiten.

Es war vor allem die Berliner Gestaltpsychologie, die sich für solche Ordnungen innerhalb „psychischer Gestalten“ interessierte. Simultanordner ordnen aber nicht nur „innerpsychische“ Größen, sondern, so füge ich hier hinzu, auch partizipativ aktualisierte Umgebungsgrößen.

#### Exkurs

Ein kleiner Exkurs anlässlich der Erwähnung der Gestaltpsychologen mag bestimmte Grundannahmen noch deutlicher hervortreten lassen: Die Berliner (nicht so die Grazer) Gestaltpsychologen denken sich den Weltbezug eines Menschen gleichsam schichtenförmig geordnet: physische Gestalten, physiologische Gestalten, psychische Gestalten (es gibt Ansätze, die bis zu sieben Gestaltsschichten unterscheiden; vgl. Arnheim, 1954). Die verschiedenen Gestalten sind untereinander formal (meist feldtheoretisch) isomorph (d.h. gestaltgleich) artikuliert und strukturiert. Der partizipative Weltbezug, den ich hier vorschlage, ist nicht derartig geschichtet. Er liegt zu solchem Denken in Schichten gleichsam quer. Das Wahrnehmen ist ein ausgreifender und teilhabender Weltbezug. Dieser Metaphorik besonders nahe kommt der haptische (der tastende, der greifende, der umfassende und so weiter) Weltbezug, der vermutlich der erste ist, den Menschen erfahren. Aber auch die so genannten Fernsinne greifen partizipativ aus und legen zwischen sich und die Welt nicht ein Schichten- oder Scheibengebilde. Gelebte Aktualkonstellationen sind, so gesehen, *ausgreifende Konstellationen*. Und in ihnen walten Simultanordner. Das ergibt einen grundlegenden Unterschied zu gestaltpsychologischem Denken.

Was in Aktualkonstellationen zur Figur wird und was zum Grund, das lässt sich vermutlich handlungsbezüglich bestimmen. Die handlungsbezüglich direkt relevanten Gegebenheiten machen die Figur aus vor dem Grund, der nicht unmittelbar handlungsbezüglich relevant ist. Dabei mag dieser Grund noch zerfallen in potenziell handlungsrelevant und in vermutlich auch potenziell nicht handlungsrelevant. Auf jeden Fall aber ist der Grund eine notwendige kopräasente Bezugsgröße für die Figur.

Einen besondern Einsatz erfahren Simultanordner bei bestimmten Zielsetzungen menschlichen Handelns. Menschen können danach streben, Aktualkonstellationen zu erlangen oder zu erhalten, die in *kennzeichnender Weise simultan geordnet* sind. Dafür will ich drei lebensalltägliche Beispiele geben: Manche Menschen mögen Kaminfeuer, doch mögen sie diese nicht umstandslos. Sie mögen Kaminfeuer z.B. an kalten Winterabenden. Im Sommer am lichten Tag dagegen streben sie Kaminfeuer nicht an. Oder: Manche Menschen mögen Gruselgeschichten. Gerne lassen sie sich solche zu Hause von Freunden erzählen oder vorlesen. Des Nachts auf dem Nachhauseweg, auf einer Abkürzung über den abgelegenen Friedhof dagegen wollen sie Gruselgeschichten nicht so gerne hören. Oder: Immanuel Kant hat einmal darüber nachgedacht (ich weiß nicht mehr, wo ich das gelesen oder gehört habe), warum Menschen (das ist nun mein Beispiel) etwa beim Frühstück in der Morgenzeitung Berichte über entsetzliche Unglücke lesen. Er vermutet, Menschen mögen den Kontrast: da draußen das Grauen, hier drinnen Vertrauen. Erst im Kontrast wird das Vertrauen so richtig heimelig und angenehm. Von diesen konkreten Beispielen abstrahierend lässt sich sagen, dass Menschen manchmal *kontrastmotiviert* sind. Solche Kontraste sind auch Fälle simultaner Geordnetheit.

#### Ergänzung

Man sollte einmal darüber nachdenken, ob nicht viele Strebensziele der Menschen eine so geartete konstellative Beschaffenheit haben. Selbst so genannte physiologische Bedürfnisse variieren in ihrer semantischen Realisation oft nicht nur auf der eindimensionalen Sättigungsschiene. Wer beispielsweise Durst hat, strebt meist nicht danach, diesen gleichwie irgendwie zu stillen, sondern auch das Wie des Stillens mag sein Handeln leiten. Und das Wie mag ein konstellatives sein – etwa: kühles Bier, zusammen mit Freunden, nach einem schweißtreibenden Fußballspiel. Die Werbung bemüht sich oftmals darum, erstrebenswerte konstellative Zusammenhänge aufzugreifen oder zu schaffen,

in die ein bestimmtes Produkt (z.B. besagtes kühles Bier) simultan eingewoben ist. Aber auch die so genannte Kultivierung oder Zivilisierung bestimmter Strebensrichtungen nutzt die Möglichkeit der konstellativen Einbettung (z.B. körperlicher Wettkampf gehört in sportliche Zusammenhänge, nicht in häuslich-familiäre).

Diese Betrachtungen sollen hier zeigen, dass das Einsatzgebiet von Simultanordnern ein recht weites ist. Ja, ist unsere Lebenssteuerung nicht nahezu umfassend jeweils irgendwie simultan-konstellativ ausgerichtet? Hier zeigt sich wiederum, wie aufschlussreich und wie notwendig es ist, den Lebensvollzug als Abfolge von Aktualkonstellationen aufzufassen.

### 3.1.3 Kongruenzordner

Kongruenzordner liefern handlungsbezügliche Vereindeutigungen innerhalb dessen, was fokal gegeben ist. Die so genannten Konsistenztheorien lassen sich hier einfügen (vgl. Festinger, 1957). Aktualkonstellationen strukturieren sich so, dass ihre Bestandteile in einer Weise zusammenpassen (lat. congruere = zusammenpassen), die anschließiges Handeln möglich macht.

Heider (1958), der Begründer der so genannten Konsistenztheorien, gibt u.a. eine pragmafunktionale Begründung für das Konsistenzstreben. Konsistente (bei ihm: „balancierte“) Ordnungen gestatten klare Handlungsfolgerungen, inkonsistente Ordnungen führen oft zu „Hin-zu-oder-weg-von“-Konflikten (vgl. dazu Laucken, 1999). Dazu ein Beispiel: Habe ich einen Freund, der einer politischen Partei angehört, die ich ablehne, so ist das eine inkonsistente kognitive Ordnung. Mit dem Freund möchte ich gerne zusammen sein („hin zu“), doch ist er oft an Orten und mit Leuten zusammen, die ich ablehne („weg von“). Konsistent lässt sich diese Drei-Komponenten-Ordnung machen, indem ich entweder die Freundschaftsbeziehung aufgebe oder indem ich den Freund davon überzeuge, die Partei zu verlassen, oder indem ich lerne, die Partei zu schätze. In jedem dieser Fälle entfällt der „Hin-zu-oder-weg-von“-Konflikt. Es ergeben sich jeweils konfliktfreie Handlungsmöglichkeiten.

Handlungsbezügliche Vereindeutigungstendenzen unterlegt auch der „new look of dissonance theory“ (Cooper & Fazio, 1984). Dieser neue Blick thematisiert folgende Frage: Wie fügen die Menschen die Erfahrungen, die sie mit sich selbst verbinden, so zusammen, dass sich daraus ein Selbstverständ-

nis ergibt, welches als moralisch akzeptable Handlungseinheit auftreten und agieren kann (vgl. z.B. Thibodeau & Aronson, 1992)?

Wenn man abschließend alle Varianten der Präsenzordnung zugleich in den Blick nimmt, so lässt sich feststellen, dass sie allesamt selbstverständlich davon ausgehen, dass Menschen in Aktualkonstellationen leben, die so bestandteilreich sind, dass sie einer Ordnung bedürfen, um *pragmasemantisch funktionstauglich* zu sein. Im Blick auf dieses funktionale Erfordernis ließen sich noch mancherlei andere Ordnungswerkzeuge durchdenken. Ich will dafür ein abschließendes Beispiel geben.

Begonnen sei mit einer Frage: Sind nicht auch *handlungsbezüglich-logische Operationen* (in psychologisierender Betrachtung) letztlich daraufhin angelegt, argumentative Vielfalt so zu ordnen und so zuzuspitzen, dass möglichst nur eine Schlussfolgerung übrig bleibt, die sodann klare Handlungsgründe zu liefern vermag? Kann man mithin die Argumentationslogik als einen Präsenzordner betrachten, der Menschen in unübersichtlichen und vielgliedrigen Konstellationen übersichts-, entscheidungs- und handlungsfähig macht? Eine Spezifikationsvariante mag die Folgende sein.

Man denke an Thomas Hobbes' universelles „Bewegungsgesetz“ der menschlichen Natur (das da lautet: Hin zur Lust! Weg vom Schmerz!) und an Jeremy Benthams daraus abgeleitetes *hedonistisches Handlungskalkül*, innerhalb dessen auf der Lust-Unlust-Dimension subjektbezüglich alles mit allem vergleich- und verrechenbar gemacht wird, um eine hedonistisch optimale Handlungsalternative finden zu können. An die Stelle der empfindungsnahen Lust-Unlust-Dimension kann man auch eine (operabler Bestimmung besser zugängliche) geldwertanaloge Dimension setzen: Was gebe ich? Was bekomme ich? Lohnt es sich? Dies ist ein Kalkül, das, wie die soziale Austauschtheorie, die Spieltheorie, die „rational-choice“-Theorie u.dgl.m. zeigen, konstellative Vielfalt pragmatisch ordnet und so handhabbar macht.

#### Ergänzung

Manche Kulturanthropologen sehen in der abendländisch tradierten Auffassung, das hedonistische (oder ein formal äquivalentes) Kalkül sei eine fraglos gültige, gleichsam anthropologisch grundlegende (wenn nicht gar animale) Mitgift des Menschen, „(a)n indigenous conception of human existence that, at a particular historical juncture, gave sweetness its economic functionality“

(Sahlins, 1996, S. 395). Das Streben nach „sweetness“ gilt hier als Metapher für das Streben nach Lust. Dass die Annahme dieses Streben eine anthropologische Konstante sei, ist wohl Teil der „native anthropology of Western cosmology“ (ebd.) – übrigens mit einer traurigen Folge: „(B)ecause anyone who defines life as the persuit of happiness has to be chronically unhappy“ (S. 415). Die ideengeschichtlichen Wurzeln dieser anthropologischen Setzung sehen manche Kulturwissenschaftler in biblischen Behauptungen (vgl. z.B. Ricoeur, 1967). Seit dem Sündenfall sind die Menschen Sklaven ihrer Bedürfnisse. Sie müssen arbeiten, um Unlust zu beseitigen oder zu vermeiden und um Lust oder Zufriedenheit instrumentell zu erlangen. Der seinerzeit einflussreiche Pädagoge und Psychologe Edward L. Thorndike (1877-1949) sah das menschliche (und das tierische) Lernen durch zwei Erlebenszustände angeregt, geleitet und ausgerichtet: „satisfying“ und „annoying state of affairs“

Teilte man dagegen die Ansicht, dass das hedonistische Handlungskalkül lediglich eine denkbare Variante handlungsbezoglicher Kongruenzordnung ist, so ergäbe sich, dass auch andere Ordnungsgeber denkbar sind. In jedem Fall bleibt es aber dabei, dass Aktualkonstellationen in pragmatischen Lebensvollzügen so geordnet werden müssen, dass in ihnen ein verweisungskonstellativ passgerechtes Handeln (kongruent) Platz finden kann.

Die Annahme, die in vielen Handlungstheorien zu finden ist, dass jedem Handeln ein irgendwie geartetes Vergleichen, Wählen und Entscheiden vorausgehen muss (nicht notwendigerweise explizit), mag auch eine „cosmic notion“ abendländischen Denkens sein. Vielleicht reicht ja gelegentlich auch das Feststellen einer gleichsam konstellativ-einrastenden Passung aus.

Sozialfunktional theoretisierende Wissenschaftler werden hier vielleicht einwerfen, dass explizite hedonistische Kalküle den Vorzug haben, sozial koordinierungsfähig zu sein (bis hin zu Vertragsverhandlungen). Aus diesem Vorzug erwächst aber kein individualfunktionaler Zwang (vgl. dazu 4.9.3).

Präsenzordner haben alle einen Ordnungszweck: *Die Vielfalt des präsent Gegebenen vereindeutigen und handlungsbezüglich zuspitzen*. In einer Aktualkonstellation muss für ein bestimmtes Handeln ein passender Platz geschaffen werden. Die Ordnungsmittel, die diesem Zweck dienen, können variieren. Eine Voraussetzung für die Notwendigkeit von Präsenzordnern ist der kopräsent-konstellative Charakter des je aktuell gelebten Lebens. Hätte

es nicht diesen Charakter, so gäbe es weder ein Ordnungsbedürfnis noch einen Ordnungsgegenstand.

### Exkurs

Das Vorhandensein und das Wirken von Kongruenzordnern sollte allerdings nicht so gesehen werden, als suchten Menschen stets nach geistiger Harmonie. Schöpferisches Denken sucht häufig Inkongruenzen herzustellen, um Neues denkmöglich zu machen. Wenn ich mich recht erinnere, so war es Immanuel Kant, der sagte, dass das menschliche Geistesleben ein immerwährender „Kampfplatz“ sei. Freilich (und dadurch erhalten Kongruenzordner eine weitere wichtige funktionale Stellung) entsteht ein solcher Kampfplatz erst durch das ordnende Einwirken der Differenz inkongruent/kongruent.

Inkongruenzen können aber nicht nur Quellen schöpferischen Denkens sein, sie können auch als solche für sich angestrebt werden, dann allerdings (so zumindest vermuten es einige Konsistenztheoretiker) nur in moderatem Ausmaß. So bemessen dienen sie dem Abbau von Eintönigkeit und Langeweile. Innere Streitgespräche werden dann liebevoll gehegt und gepflegt. Sie halten einen auf Trab, selbst wenn man im bequemen Sessel sitzt.

Wenn es allerdings um folgenschweres Handeln geht und damit um handlungsleitendes Nachdenken und Entscheiden, dann walten Kongruenzordner. Aus einem inneren Dialog soll möglichst ein pragmasemantisch zugespitzter Monolog werden. Wer beabsichtigt, den Rubikon zu überschreiten, der möchte möglich genau wissen, wo und wie er es tun soll und was sodann wohl auf ihn zukommt. Handlungsbezüglich kongruente Aktualkonstellationen sind dann erwünscht. Die Gefahr der Langeweile ist durch die Bedeutsamkeit der Ergebnisse und der Folgen beabsichtigten Handelns gebannt.

## 3.2 Sukzessionsordner

Es geht um die Einordnung eines Bestandteils einer Aktualkonstellation in ein geordnetes Nacheinander (lat. succedere = nachfolgen). Es geht dabei nun um das inhaltliche (und nicht rein temporale) Zuvor und das Danach eines Bestandteils einer Aktualkonstellation. Worte, die diese Ordnung thematisieren, sind: „deshalb“, „daher“, „folglich“, „weil“, „um-zu“, „dafür“, „dazu“ und anderes mehr. Hier lassen sich zwei Ordnungsvarianten unterscheiden, die gleichsam gegenbegrifflich voneinander abhängen.



### 3.2.1 Konsequenzordner

Konsequenzordnungen sind Mitgegebenheiten, die einem Bestandteil der Aktualkonstellation, die eine Person lebt, eine horizontale Einordnung geben. Menschen erfahren dann das, was sie hier und jetzt leben, als stimmige Konsequenz von etwas Vorhergehendem, etwas Begleitendem oder als passenden Grund für etwas Nachfolgendes (lat. *consequens* = folgerichtig). So ist es etwa eine stete Ordnungsmitgegebenheit menschlichen *Handelns*, dass das, was Menschen gerade tun oder lassen, sich aus bestimmten Absichten ergibt und zu einem bestimmten Ergebnis führen soll. Wem diese Ordnungsmitgegebenheit abhanden kommt, steht beispielsweise, um dieses Beispiel nochmals zu bemühen, in der Küche und weiß nicht mehr warum und wozu, bis ihm wieder einfällt, dass er Milch für seinen Kaffee holen wollte.

Wie notwendig es für einen pragmatisch strukturierten Lebensvollzug ist, dass solche Konsequenzordnungen mitgegeben sind, zeigt sich überdeutlich in den geläufigen Bestimmungen dessen, was Handeln (individualesemantisch gesehen) bedeutet. Ein Handeln, so wird es meistens bestimmt, ist stets absichtsvoll, zielbezogen und erwartungsbasiert. Und es zeitigt stets Ergebnisse und Folgen. Es gibt kein Handeln, das dieser Verweisungsbezüge entbehrt.

Umso mehr erstaunt es, dass die meisten psychologischen Theorien, die menschliches Handeln erfassen und erklären wollen, der stets notwendigen Ordnungsmitgegebenheit (die, wie gesagt, verloren gehen kann) keinen expliziten theoretischen Ort geben. Allein bei jenen Theorien, die im Anschluss an das TOTE-Modell („Test Operate Test Exit“) von Miller, Galanter und Pribram (1960) einschlusshierarchisch geordnete Handlungspläne vorsehen, könnte man in dem dauernden Präsenhalten dieser Einordnung einen theoretischen Ort zur Unterbringung (zumindest einiger) mitgegebener Konsequenzordner sehen. Aber die meisten Handlungstheorien sind gleichsam flach und linear angelegt - z.B. die rationalen Entscheidungstheorien, die Erwartungs-Wert-Theorien, die sozialen Austauschtheorien, die Spieltheorien (vgl. Frey, Stahlberg & Gollwitzer, 2001). Sie alle geben der steten Mitgegebenheit der Konsequenzordnung, die für menschliches Handeln konstitutiv ist, keinen theoretischen Ort. Der Handelnde erscheint darin als jemand, der gleichsam Schritt für Schritt respondent agiert, ohne dass ihm der Ordner, der dem Handeln Schrittcharakter verleiht, jederzeitig (koprsäent) mitgegeben wäre.

Als noch defizitärer erweisen sich die geläufigen (psychologischen und soziologischen) Handlungstheorien, wenn man sagt, dass sie nicht nur das Mitgegebensein der gleichsam definitiven Antezedenzen und Konsequenzen eines (individuellen) Handelns gegenständlich erfassen müssten, sondern auch noch die *narrative Verweisungstextur*, die ein Handeln erst voll verständlich macht. Maßgebend wäre der Satz: Jeder, der das Handeln eines Menschen erfassen und verstehen will, muss die Geschichte kennen, die dieser gerade durchlebt! Was dann alles eingeschlossen werden müsste, mag ein Zitat, das von Sarbin (1986) stammt, andeuten: „The narrative is a way organizing episodes, actions, and accounts of actions; it is an achievement that brings together mundane facts and fantastic creation; time and place are incorporated. The narrative allows for the inclusion of actor’s reasons for their acts, as well as the causes of happening” (S. 3). Wem die narrative Verweisungstextur beispielsweise bei der Rezeption eines Kinofilms abhandeln kommt, für den verliert eine Szene ihre szenische Stellung innerhalb eines Filmplots. Er weiß nicht mehr, worum es in dem beobachteten Geschehen geht. Ihm fehlt der so genannte rote Faden. Bei komplizierten narrativen Plots kann es geradezu mühsam sein, den zugrundeliegenden Konsequenzordner laufend parat zu halten. Was hier für das Beobachten fremden Handelns gilt, gilt auch für das einordnende Verstehen eigenen Handelns. Welche psychologische oder soziologische Handlungstheorie enthält in ihrer Begrifflichkeit eine Stelle, um der notwendigen Mitgegebenheit einer solchen narrativen Konsequenzordnung einen gegenständlichen Ort zu geben? Allenthalben fehlt wiederum das, was aus einem gleichsam punktuellen Augenblick des Lebens einen Bestandteil eines überaugenblicklich gelebten Lebensvollzugs macht!

Das Wirken von Konsequenzordnern lässt sich aus den Effekten ihres Fehlens erschließen. Ein solcher Fall tritt gelegentlich in der Übergangsphase zwischen Wachen und Schlafen auf. Man wacht mit den Traumfetzen einer Episode auf, die einem im Traum, daran erinnert man sich gerade noch, völlig geläufig, weil dort konsequent, war. Im Moment des Erwachens aber wird einem die Episode seltsam und fremd, weil sie zu der inhaltlichen Beschaffenheit des Konsequenzordners, der das Wachleben ordnet, nicht passt. Entkoppelt von der sinngebenden Verweisungstextur wird die Episode zu einem erratischen Fetzen, der sich rasch verflüchtigt.

### **3.2.2 Emergenzordner**

Emergenzordner sind das (zumindest partielle) begriffliche Gegenstück zu Konsequenzordnern. Die Aktualkonstellation, die ein Mensch lebt, kann Bestandteile enthalten, die sich einer Konsequenzeinordnung entziehen.

Gleichwohl sucht er eine Einordnung, die es ihm erlaubt, damit irgendwie geordnet umzugehen. Dies mag ihm dadurch gelingen, dass er den fraglichen Bestandteilen einen Emergenzstatus zuweist (lat. emergere = auftauchen).

Wenn dies Gedanken betrifft, dann kann man sie als „Einfälle“, als „Eingebungen“, als „Anwandlungen“, als „spontane Ideen“, als „plötzliche Intuitionen“, als „Offenbarungen“, als „Geistesblitze“, als „Inspirationen“ und dergleichen einordnen. Wenn man dies tut, dann betrachtet man sie zwar nicht als Konsequenz aus Vorhergehendem, doch haben sie in der Folge Konsequenzen. Ein Einfall, der keine sinnvollen Anschlüsse hätte, wäre zwar auch (im wörtlichen Sinne) „emergent“, aber kein Einfall, sondern vielleicht eine vereinzelt, irrlichternde Assoziation.

„Einfälle“, „Eingebungen“ und dergleichen sind emergente Ereignisse, die gleichsam in uns auftauchen (wie immer man dieses Auftauchen auch erklären mag). Daneben (und das sind wohl die am häufigsten auftretenden Fälle) erfahren wir auch emergente Ereignisse, die uns gleichsam von außen zustoßen. Es sind dies Ereignisse, die gegenständlich unerwartet auftauchen. Alles, was Menschen auf diese Weise „widerfährt“, „begegnet“, „zustößt“, „passiert“ und dergleichen mehr, ist für sie gleichfalls emergent (und nicht etwa absehbar konsequent). Auch jemand, der glücklich ist, weil er Glück gehabt hat, erfährt sich als Empfänger eines emergenten Ereignisses, eines Ereignisses, mit dem er nicht gerechnet hat. Und dann sei auch noch die Gnade erwähnt, die einem Menschen (wider alles Erwarten) zuteil werden kann. Schließlich kann beides zusammen kommen. Jemand kann das Glück der Gnade erfahren.

Mit all dem Erwähnten sei das Reich dessen, was Menschen als emergent einordnen, nur angesprochen. Emergenzstatus hat letztlich alles Unerwartete, alles Überraschende. Worte wie: „plötzlich“, „auf einmal“, „unvermittelt“, „zum Glück“, „zufällig“ markieren die Emergenzeinordnung eines entsprechenden Bestandteils einer Aktualkonstellation. So wird anfänglich Ordnungssperriges, das sich der Konsequenzeinordnung entzieht, handhabbar eingepasst.

Manchmal werden aus emergenten Ereignissen späterhin konsequente gemacht. So kann aus Zufall Schicksal oder gar Fügung werden. Auch psychologische Interpretamente können aus Emergentem Konsequentes machen. Denken wir nur an das Unbewusste und sein vermeintliches Walten. Konsequenzordnungen schaffen eine Welt des Durchschaubaren, des Vorhersehbaren, des potenziell Kontrollierbaren, des Machbaren. Emergenzordnungen betonen das Undurchschaubare, das Unvorherseh-

bare, das Ausgeliefertsein, die Hybris der Machbarkeitsvisionen. Plakativ unterschieden ließe sich sagen: „Rationalisten“ streben danach, ihrem Leben Konsequenzgeordnetheit zu verleihen. „Romantiker“ lieben Lebensvollzüge, die stellenweise für Emergentes geöffnet sind. Das gibt ihnen etwas Geheimnisvolles.

### 3.3 Permanenzordner

Jeder Mensch lebt in Bezügen des überaktuellen Fortdauerns. Ordner, die diese Bezüge liefern, werden Permanenzordner (lat. *permanere* = fort dauern) genannt. Mit ihnen bin ich beim Ausgangspunkt dieses Buchs (vgl. 1. Kapitel) angelangt: Woher stammt die gelebte Permanenz unseres Lebens? Welche aktuellen Mitgegebenheiten liefern den in Aktualkonstellationen lebenden Menschen die Gewissheit überaktueller Permanenz? Was geschieht, wenn diese Mitgegebenheiten verloren gehen?

Die überaktuelle Permanenz kann sich auf mehrerlei beziehen: auf das handelnde Ich, auf das behandelte Thema, auf die Gemütsverfassung und auf den Horizont eines Wechsels. Jeder dieser vier Permanenzbezüge impliziert eine diesbezügliche Bestimmung der aktuellen Befindlichkeit. *Permanenzbezug und Befindlichkeitsbestimmung sind mithin wechselseitig konstitutiv.* Ich werde deshalb Permanenzordnungen dadurch charakterisieren, dass ich die Befindlichkeitsbestimmungen ausführe, die sie leisten.

Mit „Befindlichkeit“ (das Wort ist mindestens zweideutig) ist dann also nicht z.B. eine Stimmung oder ein Gefühl gemeint, sondern ein (reflexives) *Sich-Befinden in irgendwelchen Bezügen.* Zum Sich-Befinden gehört ein „an“. In räumlicher Metaphorik spricht man davon, man befinde sich gerade an einem bestimmten Ort. In welchen Bezügen man sich *an welcher Stelle* befinden kann, darüber wird nun zu reden sein.

#### 3.3.1 Ichbezügliche Permanenzordner

Wenn hier von Ichbezügen gesprochen wird, so ist damit allein die aktualsemantische Tatsache gemeint, dass Menschen sich als überdauernde und stetige Icheinheiten erfahren. Phänomenanalytisch drückte Theodor Lipps (1897) dies dereinst aus, indem er feststellte, dass die Beziehung auf ein Ich einen wesentlichen Bestandteil eines jeden Bewusstseinserlebnisses ausmacht. Im Gegensatz zu Lipps werden hier daraus aber keinerlei „metaphysische“ Folgerungen hinsichtlich irgendeines irgendwie objektiv-realen Ichs abgeleitet. Es geht nur um die *Permanenzerfahrung eines überaktuell leben-*

*den Ichs.* Wenn die Aktualkonstellation eine pragmasemantisch strukturierte ist, so ist sie insofern stets „ichlich“, als das Ich die pragmatisch geforderte Handlungsinstanz ist. Ich vermeide hier Bezeichnungen wie „Selbst“, wie „Person“, wie „Identität“, weil damit meist mehr impliziert ist als die schlichte ichbezügliche Permanenz, die Menschen leben. Es geht hier also nicht um Fragen der Autonomie, des Individualismus, der personalen Einheit, der Selbstbestimmung, der Selbstverwirklichung und dergleichen Hoheiten mehr. Mithin geht es auch nicht um die Frage, ob es all diese Größen gegenständlich gibt (vgl. z.B. Kather, 2007) oder nicht gibt (vgl. z.B. Hermans, Kempen & van Loon, 1992; Gergen, 1994). Und weil es um all das *nicht* geht, und um dies ganz deutlich zu machen, scheue ich das unübliche Adjektiv „ichlich“ nicht. Es weckt, so hoffe ich, in seiner adjektivischen Unschuld keine falschen „metaphysischen“ Assoziationen. Es bezeichnet allein eine *Eigenschaft* einer gelebten Aktualkonstellation und nicht einen Träger derselben und es ruft mithin auch nicht irgendwelche Selbstkonzepte auf.

Es geht hier also lediglich um eine Eigenart gelebter Aktualkonstellationen. Zu ihnen gehört als Bestandteil eine Ich-Größe, die sich als überaktuell-permanent lebende Größe erfährt. Man könnte von einer überaktuell-permanenten Ich-Gewissheit reden. Diese Ich-Gewissheit ist allerdings nicht „rein“ (im Sinne des „reinen Ichs“ der Phänomenologen; vgl. z.B. Walther, 1923, S. 2ff.) gegeben, vielmehr existiert diese Gewissheit stets in irgendwelchen Ordnungsbezügen. *Es gibt nur irgendwie irgendwo befindliche Ichs.* Im Folgenden werde ich drei Ordnungsbezüge typisierend unterscheiden. Zu jedem Ordnungsbezug passt eine bestimmte Befindlichkeitsbestimmung. Ob es einen Ordnungsbezug gibt, die alle hier unterschiedenen umfasst und ob es demnach noch eine umfassend-allgemeine Ich-Befindlichkeit gibt, das lasse ich hier dahingestellt. Ich wende mich hier recht konkreten Ordnungsbezügen zu.

### 3.3.1.1 Ichlich-situative Befindlichkeitsbestimmung

Gedankenexperimentell stelle man sich jemanden vor, der nach einem schweren Verkehrsunfall im Krankenhaus aus der Bewusstlosigkeit erwacht. Stellt er Fragen wie: Wo bin ich? Was mache ich hier? Was ist geschehen? Was machen die Leute hier? Warum tut mein Bein mir so weh?, so ist ihm die *situative* Befindlichkeit abhanden gekommen. Fragt er darüber hinaus noch: „Wer bin ich?“, so fehlt ihm zusätzlich die *ichbezügliche* Befindlich-

keitsbestimmung. Dieser Verlust kann mit schweren Hirntraumen einhergehen. Ärzte stellen dann die diagnostische Frage, ob man wisse, wie man heiÙe und wer man sei, ob man sich in einem vorgehaltenen Spiegel erkenne.

In unserem gewöhnlichen Lebensvollzug ist uns stets mitgegeben, überdauernd zu wissen, wer wir sind, wo wir sind, warum wir hier sind, was wir gerade machen und so weiter. Wenn uns auch nur die eine oder andere Antwort ungewiss ist, dann gerät alles andere in der Hintergrund; dann geht es nur noch darum, sich seiner ichlich-situativen Befindlichkeit zu vergewissern. Der ichlich-situativ desorientierte Mensch ist zutiefst verunsichert. Dies zeigt, wie wichtig diese Bestimmung ist. Ihre Form sucht stets nach inhaltlicher Ausfüllung.

Eine Episode, die wohl einem jeden schon einmal widerfahren ist, zeigt dies. Wohl ein jeder (jedenfalls alle, die ich befragt habe) ist schon einmal des Nachts im Dunkeln aus einem Alptraum empor geschreckt und für Sekunden wusste er nicht, in welcher Situation er sich befindet. Das ist eine recht unangenehme Verunsicherung der ichlich-situativen Befindlichkeitsbestimmung. Umso erstaunlicher ist es, dass die geläufigen psychologischen Theorien dieser allvertrauten Tatsache nicht Rechnung tragen. Irgendwie denken wir Psychologen wohl, dass all das, worum es hier geht, doch so fraglos richtig ist, dass wir uns darum keine Gedanken mehr machen müssen. Ich frage mich allerdings, wie sich wohl ein Mensch erfahren würde, der so funktionierte, wie wir Psychologen ihn entwerfen. Bei jeder Permanenzerfahrung, die ihm eine ichlich-situative Befindlichkeitsbestimmung ermöglicht, wäre er wohl dauerparnisch und dadurch vollkommen lebensuntauglich.

### 3.3.1.2 Biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmung

Die biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmung setzt eine ichlich-situative wohl voraus, doch ist sie mit dieser nicht identisch. Menschen können wohl wissen, wer sie sind und in welcher Situation sie sich gerade befinden, doch sind sie nicht in der Lage, sich biographisch zu bestimmen. Ihnen fehlt die *lebensgeschichtliche Permanenz*. Wo komme ich her? Was habe ich schon alles durchlebt? Wie bin ich zu dem geworden, der ich jetzt bin? Warum bin ich jetzt in dieser Situation? Wohin will ich noch?

Es ist ein schon des Öfteren inszenierter Filmplot, einen Menschen zu zeigen, der durch einen radikalen Gedächtnisverlust seiner biographisch-einbettenden Befindlichkeitsbestimmung verlustig gegangen ist. Ichlich-situativ kann er sich bestimmen, doch fehlt ihm die biographische Einbettung seines Ichbezugs. An der Affekthaltig-

keit solcher Verluste kann man wiederum ermessen, wie bedeutsam es ist, dass die Aktualkonstellationen, die Menschen leben, über Permanenzordner verfügen, die diese Befindlichkeitsbezüge liefern, und zwar jederzeit, sicher und gewiss.

Biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmungen können sich natürlich thematisch ändern. Was Menschen sich von sich und ihrem Lebensgang für Geschichten erzählen, das kann Wandlungen erfahren, bis hin zu Konversionen. Konversionen können dabei das Ergebnis gelungener *Vergessenskunst* sein. Menschen schreiben ihr Leben um, um sich von unangenehmen Selbsterfahrungen zu befreien. Moralische Beurteilungen seiner selbst sind wichtige Bestandteile biographisch-einbettender Befindlichkeitsbestimmungen. Ohne diese Permanenzordner gäbe es kein Verantwortungsbewusstsein. Deswegen ist der Verlust des Gedächtnisses der eigenen Vergangenheit (oder bestimmter Teile derselben) gelegentlich mit traumatischen Erfahrungen verbunden.

An dieser Stelle lässt sich deutlich machen, dass biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmungen nicht rein kognitive Orientierungsakte sind, vielmehr haben sie bedeutsame emotionale, volitive und sensible Implikationen. Konversionen etwa sind existenzielle Entscheidungen, die einen Menschen tief greifend berühren können. All dies zeigt, wie wichtig biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmungen für den aktuellen Lebensvollzug sind.

In einem Interview (gesendet im Fernsehen, WDR, 8.11.06, 22.30 Uhr) berichtete ein Mann, der an einer biographischen Amnesie leidet, dass es ihm nicht helfe, allein Informationen über seine Biographie zu erhalten, wenn er derer nicht erlebend inne werden könne. Die lebensgeschichtliche Permanenz umfasst mithin nicht nur Denken und Wissen, sondern auch Fühlen, Empfinden, Wollen, Gestimmtsein und dergleichen Aspekte gelebten Lebens mehr. Wenn diese nicht-kognitive Seite verloren geht, geht der Ich-Bezug verloren. Es geht hierbei also eher um eine selbstbezügliches Innewerden und Spüren als um eine selbstbezügliches Beobachten und Feststellen – es geht um: er-innern.

Biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmungen können sich nicht nur im Laufe eines Lebens, sondern auch situationsbezogen wandeln (vgl. z.B. Nurius, 1991). In familiären Zusammenhängen etwa werden andere Permanenzaspekte hervortreten als in beruflichen. Die Stabilisierung einer Lebenslage durch biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmungen ist also situationssensibel und diesbezüglich variabel. Sie ist in ihrer inhaltlichen Ausfüllung „transitorisch“ (Renn & Straub, 2002, S. 10). *Konstant ist*

*aber, dass stets irgendeine ichbezügliche Befindlichkeitsbestimmung notwendig ist, um ichbezügliche Permanenz zu stiften.*

Die bisherigen Einbettungsbezüge waren vornehmlich rückschauend gerichtete. Zur biographisch-einbettenden Befindlichkeitsbestimmung eines Menschen können aber auch Vorausblicke gehören. Wohin will ich? Was soll aus mir werden? Was will ich erreichen? Und verwandte Zukunftsfragen mehr. Hat man eine Antwort parat, so folgt die Anschlussfrage auf den Fuß: Und wo stehe ich jetzt und hier? Noch eine Sprosse auf der Überblicksleiter höher geklettert, kann man sagen, dass zu den biographisch-einbettenden Befindlichkeitsbestimmungen auch Antworten auf die Frage nach dem „Sinn des Lebens“ gehören: Wer bin ich eigentlich? Wozu bin ich da? Was bin ich wert? Wozu taue ich? Wonach soll ich streben? und solcherart Fragen mehr (vgl. Auhagen, 2000). Solche Fragen stellen sich Menschen wohl nur bei besonderen Gelegenheiten. Doch sozialgeschichtlich gesehen kann man wohl vermuten, dass die Zahl solcher Gelegenheiten zunimmt. Religiöse Selbstverständlichkeiten nehmen ab. Eigendenken, Eigenarbeit, Eigenverantwortung und dergleichen mehr sind gefordert.

Ich habe hier solch gewaltige Horizonte möglicher biographisch-einbettender Befindlichkeitsbestimmungen nicht gezeichnet, weil ich meinte, diese Horizonte wirkten dauernd als permanenzstiftende Größe im alltäglichen Lebensvollzug, vielmehr will ich andeuten, welche grundlegende Bedeutung bestimmte Varianten ichbezoglicher Befindlichkeitsbestimmungen haben können, vor allem in existenziell wichtigen Lebenslagen (vgl. Frankl, 1987), in Lebenslagen mithin, in denen Entscheidungen darüber gefällt werden, wie man fürderhin leben (oder existieren) wird.

Zu den Auswirkungen biographischer Einbettungen können auch *Halo-Effekte* (oder *Ausstrahl-Effekte*) gehören. Wer sich als schuldhaft verstrickt erfährt, leidet unter dieser andauernden Mitgift. Dies kann zu einem allgegenwärtigen Hintergrundton werden (daran schließt später 3.3.3 an). Erfreulicherweise kann eine andauernde Mitgift auch sehr zur Lebensfreude eines Menschen beitragen. Was zu einem ausstrahlenden Positivum wird, das mag individuell variieren. Der Eine „blüht auf“ und „kann die ganze Welt umarmen“, wenn er sich von sich Kampf-und-Sieg-Geschichten erzählen kann, der Andere bevorzugt Werk-vollbracht-Geschichten als Bestandteile selbsterhebender biographischer Plots.

Wo sind in den geläufigen psychologischen Theorien diese Ordnungsleistungen, die den Menschen das Erfahren biographischer Permanenz



gewährleisten, untergebracht? Es geht dabei nicht um eine sequentiell thematisierbare Permanenz („Nun frage ich mich mal, wer ich bin und wo ich herkomme“), sondern es geht um eine *jederzeit* (meist unthematisch) mitgegebene Befindlichkeit, deren Wichtigkeit deutlich erfahrbar ist, wenn man bedenkt, was Menschen erfahren, denen sie als jederzeitige (meist nur rudimentär aktualisierte) Mitgift abhanden gekommen ist oder die unter ihrer biographischen Einbettung leiden.

An dieser Stelle kann ich wieder einen Vorausblick auf die sozialsemantische Betrachtung von Ordnungsgebern liefern (vgl. 4.9.2): Es gibt gesellschaftliche Vorlagen für biographisch-einbettende Selbsterzählungen (vgl. Halbwachs, 1985; Ricoeur, 1991). Was beispielsweise ein sinnerfülltes Leben ausmacht, ist Teil der narrativen Ressourcen, die gesellschaftlich zur Verfügung gestellt werden. Hier gibt es sicherlich historische und kulturelle Wandlungen. Man denke etwa an religiöse Angebote, Lebenssinn zu deuten und zu leben. Vermutlich lassen sich diese Ressourcen auch noch milieuspezifisch differenzieren. Das „Harmoniemilieu“ wird andere Vorlagen liefern als das „Emanzipationsmilieu“ (Schulze, 1993). – Dies leitet bereits über zum nächsten Abschnitt.

### 3.3.1.3 Sozial-einbettende Befindlichkeitsbestimmung

Mit dieser Befindlichkeitsbestimmung ist einem Menschen mitgegeben, in welchem *sozialen Beziehungsrahmen* es sich augenblicklich und über den Augenblick hinaus befindet. Dieser einordnende Beziehungsrahmen macht aus dem Zusammentreffen eines Menschen mit einem oder mehreren Mitmenschen eine so oder so geartete Begegnung. So wird für einen Menschen klar, in welcher Beziehung er zu bestimmten Mitmenschen steht, welche Handlungen seinerseits angemessen sind, was er an Anschlusshandlungen der Mitmenschen erwarten darf – kurz: die sozial-einbettenden Befindlichkeitsbestimmungen besagen, wie man situationsangemessen auftritt und sich benimmt. Aber auch die emotionale Qualität einer Beziehung wird so bestimmt. Ein Beispiel hierfür mag die Vertrauensforschung liefern.

Menschen vertrauen einem Mitmenschen in Abhängigkeit davon, in welchem Beziehungsrahmen (z.B. Geschäftsbeziehung oder Freundschaftsbeziehung) sie sich ihm verbunden sehen. Dies kann eine als *permanent* erfahrene Mitgegebenheit sein. Man vertraut den Mitmenschen, denen man in einem bestimmten Beziehungsrahmen interaktiv verbunden ist, nicht nur dann, wenn man sich die Vertrauensfrage direkt (etwa vorhabenbezüglich)

stellt, sondern das Vertrauen ist gleichsam ein dauernd mitgegebener Grundton. Er wird nicht punktuell aktualisiert, sondern er ist eine *jederzeitige Einordnungsmitgift* einer interaktiv gelebten Aktualkonstellation. Ist es eine „Ich-Du“- oder eine „Ich-Er“-Beziehung? Bist „Du“ oder ist „Er“ mir wohlwollend gesinnt? Würdest „Du“ oder würde „Er“ sich bemühen, möglichen Schaden von mir abzuwenden? Und so weiter. Man bemerkt diesen Grundton oft erst dann, wenn er umschlägt, weil ein Ereignis stattgefunden hat, das ihm zuwider ist (z.B. der vermeintliche Freund hat einen ausgenutzt). Nun wird Misstrauen zum neuen Grundton. Es kommt zu einer neuen sozial-einbettenden Befindlichkeitsbestimmung, die wiederum ichbezügliche Permanenz und Befindlichkeitswissen für einen bestimmten sozialen Beziehungsrahmen stiftet. Die Vertrauensforschung (vgl. Laucken, 2001) zeigt, wie robust und überdauernd misstrauenbasierte Befindlichkeitsbestimmungen sein können.

Auch hier ist ein sozialsemantischer Ausblick angezeigt: Wie Mills (1940) darlegt, lässt sich gesellschaftliches Zusammenleben nach „societal situations“ (S. 906) differenzieren. Zu bestimmten „societal situations“, verstanden als soziale Tatsachen, mögen bestimmte Situationsauffassungen, verstanden als individualesemantische Tatsachen, gehören. Sozial-einbettende Befindlichkeitsbestimmungen gewinnen so sozialfunktionale Relevanz. - Ich komme darauf zurück (vgl. 4.9.2).

### 3.3.2 Themabezügliche Permanenzordner

Themabezügliche Permanenzordner erlauben es den Menschen, die eine Aktualkonstellation leben, einzuschätzen, ob das, was sie gerade denken, fühlen, empfinden, tun oder lassen und so weiter, in den Zusammenhang, den sie gerade leben, *inhaltlich passt*. Die folgenden Unterscheidungen sind akzentuierender Art.

#### 3.3.2.1 Rahmensetzende Befindlichkeitsbestimmung

Wir alle kennen innerhalb eines Gesprächs das gelegentliche Aufkommen der Frage, was denn das, was jemand gerade sagt, wohl mit dem, worum es in dem Gespräch geht, also mit dessen Thema, zu tun habe. Gehört es noch zum *Thema* oder fällt es bereits aus dessen *Rahmen*? Diese Frage beschäftigt häufig auch einen selbst bei der Auswahl dessen, wozu man sich wie äußert. Geht es beispielsweise um eine wissenschaftliche Diskussion zum Thema Ethik und Gentechnik, so ist mir klar, dass die Meinung, technische Ent-

wicklungen hätten sich noch nie durch ethische Bedenken endgültig aufhalten lassen, zum thematischen Rahmen, in dem ich momentan agiere, passt, wohingegen die Meinung, dass Oma sich zu Weihnachten warme Puschen wünscht, nicht dazu passt. Diese Einschätzung bestimmt nicht nur, was ich äußern werde, sondern auch, in welchen Bahnen sich mein Denken und Handeln bewegen wird. So kann ich aufkommende Assoziationen daraufhin beurteilen, ob sie momentan relevant oder irrelevant sind. Ob ich sie aufgreifen und einbauen kann oder ob ich sie besser beiseite legen (vielleicht, um sie später in einem anderen Rahmen wieder aufzugreifen). Die rahmensetzenden Befindlichkeitsbestimmungen haben somit eine wichtige leitende Funktion.

Wilhelm Wundt (1911) hat einmal gesagt, dass schöpferisches Denken Assoziation und Apperzeption verlange. Ungewöhnliche Ideen zu produzieren, ist ein Leichtes. Einen Apperzeptionsapparat zu haben, der die passenden von den nicht passenden zu scheiden weiß, weil er besagt, ob und gegebenenfalls wie sich eine Idee einbauen lässt, das zeichnet den Kreativen aus. Rahmensetzende Ordner liefern solche Apperzeptionsapparate. Freilich können diese auch zu eng sein, so dass schöpferisches Denken nun behindert wird. Ebenso hinderlich ist aber das Fehlen eines geeigneten Apperzeptionsapparates, was im Extrem zu wildem Assoziieren und zu haltloser Ideenflucht führen kann. Rahmenbezügliche Befindlichkeitsbestimmungen halten das Denken über die Zeit hinweg bei einer Aufgabe, bei einem Problem. Sie verhindert unfruchtbares Abgleiten ins thematisch Uferlosen.

### 3.3.2.2 Vorhabenbezügliche Befindlichkeitsbestimmung

Es mag sein, dass es sich bei näherem Nachdenken als sinnvoll erweist, diese Befindlichkeitsbestimmung der rahmensetzenden unter- und nicht nebenzuordnen. Als besondere Ausprägung erscheint sie mir aber wichtig und deshalb gesondert behandelenswert.

Lebensvollzugseinheiten erhalten auch dadurch den Charakter überaktueller Permanenz, dass man sie in ein (*zielgerichtetes*) *Vorhaben* einordnet. Diese Vorhaben können zeitlich mehr oder weniger weit erstreckt sein. Man kann vorhaben, den defekten Wasserabfluss unter dem Waschbecken im Badezimmer zu reparieren, oder man kann vorhaben, ein Buch zu dem Thema „Wie wird aus dem Lebensmoment das Lebensmoment?“ zu schreiben. Beide Arten von Vorhaben liefern Ordnungen, welche es erlauben, einem aktuellen Tun und Lassen eine überaktuelle Permanenz zu verleihen. Es wird

zum Schritt auf einem Weg. Der Weg, das Wissen um ihn und um den Annäherungsgrad zum Ziel liefern Permanenz. Wieder ist es die einfache Wegdenkprobe, die die Wichtigkeit dieser Befindlichkeitsbestimmung offenbart. Jedes Streben, dem das Ziel und dem Annäherungsgrade an dieses abhanden kämen, bräche in sich zusammen. Es gäbe weder Aufbruch noch Vollendung. Es gäbe dann auch nicht die von Lewin (1926) untersuchten Folgen der Unterbrechung von Handlungsvollzügen, etwa das Streben nach Ersatzhandlungen. Wofür sollte dann Ersatz gesucht werden?

Einen indirekten Beleg für die Bedeutung vorhabenbezoglicher Befindlichkeitsbestimmungen liefert die psychologische Attributionsforschung, vor allem die Erforschung so genannter Kausalattributionen (vgl. Heider, 1958). Offenkundig ist es einem Menschen, der mit Mitmenschen interagiert, wichtig, zu wissen, was diese Mitmenschen vorhaben. Welche Absichten hegen sie, welche Motive bewegen sie, welche Ziele und Zwecke verfolgen sie, welche Mittel setzen sie dabei ein und was machen sie demnach gerade? Kennt man nämlich den überaugenblicklichen Vorhabenbezug des aktuellen Tuns und Lassens eines Mitmenschen, dann weiß man, was man von ihm zu erwarten hat und wie man sich in seinem eigenen Tun und Lassen daraufhin einzustellen hat. Vor allem bei ungewöhnlichen und gegebenenfalls folgenschweren Interaktionen werden die vorhabenbezüglichen Einordnungen der Mitmenschen dringend und daher manchmal geradezu hektisch gesucht. Kulturell Fremde etwa sind vielen Menschen manchmal deswegen etwas unheimlich, weil man die Vorhabenbezüge, die ihrer Lebensführung Richtung und Dauer geben, nicht kennt (oder nicht zu kennen vermeint). Das vorhabenbezügliche Einordnen der Lebenslagen von Mitmenschen ist vermutlich so etwas wie eine universelle Konstante zwischenmenschlichen Zusammenlebens.

Was sich bei der Attributionsforschung im Blick auf die Beurteilung des Tuns und Lassens von Mitmenschen als wichtig erweist, lässt sich auch ichbezüglich wenden. Wenn einem Menschen der Vorhabenbezug seines eigenen Tuns und Lassens abhanden kommt, so ist der Mensch desorientiert und hilflos. Er wird sich selbst unerklärlich. Wenn das immer wieder geschieht, so lebt er ein gleichsam erratisch zeretztes Leben.

Vorhabenbezügliche Befindlichkeitsordner können strukturell recht unterschiedlich ausfallen. Unterschiedliche zeitliche *Erstreckungsgrade* habe ich eben erwähnt. Hinzuzufügen wäre noch der elaborierte *Artikulationsgrad*. Manche Vorhaben sind genau und gleichsam molekular durchgeplant, andere

nur vage und gleichsam molar entworfen. - Dies leitet über zur nächsten Befindlichkeitsbestimmung.

### 3.3.2.3 Prozedurale Befindlichkeitsbestimmung

Auch die prozedurale Befindlichkeitsbestimmung geschieht wohl zumeist gemeinsam mit der rahmensetzenden und der vorhabenbezüglichen. In den Vordergrund der horizontgestifteten Permanenz tritt nun ein *prozedurales Schema*, welches abzuarbeiten ist. Ein gelebtes Bestandteil einer Aktualkonstellation erhält dabei überaktuelle Permanenz, weil es sich in einen Verfahrensverlauf einbetten und in ihm positionieren lässt. Schemata, die dies leisten, können einfachster Art sein: Erst macht man A, dann B, danach C, schließlich D. Ich mache gerade B. Kompliziertere Befindlichkeitsbestimmungen liefern ausgebaute *praxeologische Problemlösungsschemata* (vgl. z.B. Kaminski, 1970). In ihnen werden die problemlösenden Partialaktivitäten verfahrenslgisch angeordnet. Bildhaft werden gerne Flussdiagramme nach Pfeil-und-Kästchen-Art benutzt. Sie können der prozeduralen Befindlichkeitsbestimmung dienen. Was ich gerade mache, so besagt das prozedurale Schema, hat diesen oder jenen prozeduralen Status.

Prozedurale Befindlichkeitsbestimmungen sind wohl fast allgegenwärtig. Was auch immer Menschen tun oder lassen (z.B. sich die Schuhe anziehen), stets ist ihnen mitgegeben, dass dies ein prozeduraler Zwischenschritt ist (z.B. auf dem Weg zur Arbeit). Wem diese Einbettung fehlt, irrt gleichsam richtungslos umher. Viele soziale Interaktionen sind gleichsam rituell prozedural geregelt. Dies können kurze Episoden sein (z.B. eine Begrüßung) oder umfänglichere Inszenierungen (z.B. Teilnahme an einem Gottesdienst). Wie hilflos Menschen sind, die an einer prozeduralen Inszenierung teilhaben, ohne sich darin prozedural verorten zu können, kennt jeder, der in einer fremden Kultur z.B. in einem festlichen Interaktionsgeschehen involviert war.

An dem prozeduralen Ordner lässt sich zeigen, dass manche Ordner mehrerlei Ordnungsdienste zugleich leisten. Durch ihn wird überaugenblickliche Permanenz durch die Einordnung in ein zeitlich und situativ überdauernd gültiges Verfahrensschema geleistet. Zugleich wird ein Ort in einem Konsequenzzusammenhang bestimmt, weil das augenblickliche Tun ein bestimmter Schritt in einer (konsequenten) Schrittfolge ist. *Verweisungsglobale*

(themabezügliche) und *verweisungslokale* (sukzessionsbezügliche) Ordnung gehen hier also Hand in Hand.

### 3.3.3 Gemütsbezügliche Permanenzordner

Während bei den bisherigen Ordnungen und Befindlichkeitsbestimmungen vornehmlich kognitive und volitive Bezüge maßgeblich waren, so geht es nun um emotive. Es geht um gefühls- und stimmungsbezügeliches Erfahren überaugenblicklicher Permanenz.

Die Aktualkonstellationen, die Menschen leben, enthalten fast stets koprä-sente semantische Komponenten, die wir als Gefühle oder als Stimmungen bezeichnen. *Gefühle* haben einen bestimmten Verweisungsbezug. Man ärgert sich beispielsweise über jemanden, weil man meint, jemand habe einem absichtlich und normverletzend geschadet oder habe dies zumindest vor bzw. vorgehabt (vgl. Mees, 1991). Bei *Stimmungen* dagegen können koprä-sente Gründe fehlen (oder im Dunkeln liegen), doch haben sie deutliche Folgen. Die Art, wie ein Mensch gestimmt ist, bestimmt die Art der Aktualkonstellation, die er durchlebt. Ich habe hier Stimmungen und Gefühle vorläufig dem Begriff *Gemüt* untergeordnet.

Ich dachte dabei daran, dass Psychiater früher Fachärzte für Gemütskrankheiten waren. Und bei ihren Patienten ging es häufig um belastende Gefühle (z.B. um Schuldgefühle) und Stimmungen (z.B. um Schwermut). Ich dachte ferner an etymologische Bestimmungen, die meinen, mit dem Wort Gemüt spräche man die *Gesamtverfassung* eines seelischen Daseins an. So kann bei Immanuel Kant (1788, S. 161) „das Gemüth“ von „Bewunderung und Ehrfurcht“ „erfüllt“ sein. Solche Verfassungen können (neben anderen Unterschieden) unterschiedliche Erstreckungsgrade aufweisen: vom Gefühl, über die Stimmung, bis zur Grundstimmung. Es sind dies aber alles mehr oder weniger durchtragende und dadurch permanenzstiftende semantische Größen. Sie verleihen einer Aktualkonstellation den Charakter überaugenblicklicher Dauer.

Gefühle (in anderen Zusammenhängen, vgl. 2003, trenne ich zwischen Gefühl und Emotion; dies hier zu tun, würde den hier anhängigen Gedankengang unnötig komplizieren) sind in gelebten Aktualkonstellationen wichtige Verweisungsgrößen. Sie liefern und sichern Ordnung und Dauer. Trauer, Ärger, Eifersucht, Liebe und so weiter legen jeweils den Leerstellenplot einer Aktualkonstellation fest. Ich erinnere an das Eingangszitat Wilhelm Schapps (1976). Gefühle sind „Momente an Geschichten“ (S. 149) und

Geschichten sind inhaltliche Ausfüllungen von Leerstellenplots (vgl. 4.4). Gefühle zentrieren und ordnen eine Aktualkonstellation aber nicht nur intern, sondern sie verleihen ihr zugleich den Charakter überaugenblicklicher Permanenz. Das augenblickliche Erleben von Gefühlen (z.B. von Ärger, von Liebe, von Eifersucht, von Sorge) gibt dem Augenblick eine überaugenblickliche Ausdehnung, sei es in die Zukunft (z.B. bei Besorgnis), sei es in die Vergangenheit (z.B. bei Schuldgefühle), sei es in beiderlei Richtung (z.B. bei Liebe). *Gefühle sind gleichsam ein dauerhaft mitgegebener Grundton, der dafür sorgt, dass die zu ihm passenden kognitiven und volitiven Momenten kopräsent aktualisiert werden.* Ohne ihn würde so manche sukzessive Ordnung zerfallen.

Noreen Sugrue (1982) spricht davon, dass „(e)motions ... can permeate or take over the situation at hand“ (S. 280). Gefühle bestimmen das Verweisungsgefüge einer Situation, und mit ihnen ändert sich diese. Kommt jemand in eine Situation, in der er sich ärgert, so ist der Ärger nicht bloße Zugabe, sondern der Ärger wird zu einem semantischen Struktor, der gleichsam um sich herum einen neuen Leerstellenplot eröffnet, welcher die Situation ihm gemäß umwandelt. Solange der Ärger andauert, überdauert diese Situation. „Verraucht“ der Ärger aus irgendwelchen Gründen, so verliert die gelebte Ärgergeschichte ihren sie erhaltenden Struktor und zerfällt. Es war Arlie Hochschild (1979), die zeigte, dass ideologisch inspirierte Lebensführungen (z.B. eines klassischen 68ers) zusammenbrechen, wenn ihnen die passenden Gefühle (z.B. bestimmte Empörungen) abhanden kommen. Gefühle und ihre Leerstellenplots stellen bestimmte Lebensausrichtungen auf Dauer und sie sind deshalb wichtige Permanenzordner.

Eine (wohl nur für den Außenstehenden) kuriose Wirkung solcher Permanenzordnung lässt sich bei Demenzkranken beobachten. Sie vergessen beispielsweise einen konkreten Ärgeranlass manchmal so schnell, dass der emotive Nachhall dazu führt, dass rasch ein ihm gemäßer Neuanlass gesucht wird. Dies fordern noch wirksame Kongruenzordner.

Deutlicher noch wird dieser permanenzstiftende semantische Dauerton bei Stimmungen, denen ja, so sagt man, manchmal der konkrete Anlass fehlt. Man ist dann beispielsweise schwermütig und weiß nicht recht warum, oder man ist scheinbar grundlos gut gelaunt. Auch Stimmungen verleihen einem Augenblick überaugenblickliche Permanenz, indem sie thematische Rahmen des Passens und des Nicht-Passens liefern. Jemand, der trunken ist von der Seligkeit des Lebens, erinnert sich beispielsweise an anderes, als jemand, der

von der Last des Lebens niedergedrückt ist. Auch dadurch werden Lebensmomente überaugenblicklich stabilisiert.

Es gibt aber auch „Grundstimmungen“ (Baier, 2006, S. 15), die das Ergebnis bedachter Entscheidungen sind und für eine dauerhafte „Durchstimmtheit des Lebens“ (ebd.) sorgen. Ein spirituelles Daseinsverständnis etwa „(spielt) für das menschliche Lebensgefühl ..., das unsere mannigfaltigen Erfahrungen und Betätigungen durchzieht und mindestens hintergründig bestimmt, (eine integrierende Rolle)“ (ebd.). Belschner (2007) hat mannigfache lebensweltliche Verweisungsbezüge, die ein solches Daseinsverständnis eröffnet, expliziert und empirisch erkundet

### Ergänzung

Wenn man etwas noch nicht ganz klar aussagen kann, dann behilft man sich gern mit Analogien. Es geht um das strukturelle Verhältnis zwischen stimmungshaften semantischen Größen in Aktualkonstellationen einerseits und den restlichen Größen innerhalb derselben andererseits. Hierzu fallen mir zwei strukturelle Analogien ein:

Erstens: Als eine strukturelle Analogie taugt vielleicht das hintergründige Hören von Musik. Die Musik wird dann nicht thematisch zentriert, sondern sie fungiert als ein semantisches Medium, innerhalb dessen sich bestimmte Inhalte des Lebensvollzugs leichter aktualisieren lassen als andere (vgl. dazu Laucken, 1996). Das Durchtragende und Bestandsichernde ist nicht ein bestimmter Inhalt, sondern ein fortdauernd anwesendes semantisches Medium einer bestimmten Qualität. Menschen können dann z. B. gleichsam dur- oder mollgestimmt sein. Es gibt Schriftsteller, die sich durch das Hören bestimmter Musikstücke passend auf das Niederschreiben bestimmter Passagen einzustimmen versuchen.

Zweitens: Eine ganz andere strukturelle Analogie entstammt dem Reich neuronaler Zusammenhänge. So mag man im Gehirn zwischen Nerven- und Gliazellen unterscheiden. Die Nervenzellen fassen das akut-bewegliche Geschehen, die Gliazellen liefern Stützung und Ernährung für die Nervenzellen und modulieren dabei deren elektrische Aktivitäten. Sie fungieren als relativ träges Medium, innerhalb dessen das akut-bewegliche neuronale Geschehen verläuft, welches aber durch das relativ träge Medium beeinflusst, gelenkt und gezügelt wird.



Strukturelle Analogien haben stets Haken und Ösen zum Festmachen fehlleitender und verdunkelnder Anschlussgedanken. Ich hoffe, dass hier die erhellenden überwiegen.

Gemütsbezügliche Permanenzordner haben einen deutlichen Ich-Bezug. Für sie gilt deshalb wohl auch das, was für biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmungen gilt. Sie werden *ichbezüglich-innewerdend erfahren* und nicht reflexiv-objektivierend bemerkt. In reflexiver Wendung können sie sogar verblassen, bis hin zum Verschwinden – was sich bestimmte therapeutische Praxen zunutze machen.

Auch hier stelle ich wieder meine Dauerfrage: Welche psychologische Theorie kognitiver, informationsverarbeitungs- oder handlungstheoretischer Provenienz sieht theoretische Orte vor, um gemütsbezügliche Permanenzen unterzubringen? Gemeint sind dabei Permanenzen, die es einem Menschen in jedem Lebensmoment erlauben, ein überaugenblicklich ausgedehntes Leben zu führen.

### 3.3.4 Wechselbezügliche Permanenzordner

Bislang wurden Permanenz und aktuelle Befindlichkeitsbestimmung stets durch Einordnen in ein inhaltlich irgendwie umfassendes Etwas gestiftet. Eine Größe gehört dazu oder nicht. Und wenn sie dazu gehört, dann an einer bestimmten Stelle. Damit konnte haltlosem Wechsel Einhalt geboten werden: dem Abgleiten von Argumenten, dem beziehungsindifferenten Umherirren in sozialen Bezügen, der ichverlustigen Panik, der emotionalen Labilität und anderem mehr. Inhaltlicher Wechsel braucht aber nicht ein Zeichen von Haltlosigkeit zu sein, sondern er kann, sofern er bedacht ist, Halt liefern. *Ein abgesehener und sich vorgenommener Wechsel kann einen perspektivischen Halt liefern, der für die aktuelle Befindlichkeitsbestimmung entscheidend ist.*

Es ist gar nicht selten, dass Menschen sich eine gegenwärtige Lebenslage dadurch erträglich machen, dass sie sich einen Wechsel zu etwas ganz Anderem in Aussicht stellen. Ein Beispiel: Als ich als Werkstudent in den Semesterferien am Ende eines Fließbands tätig war, um die Funktionstüchtigkeit der am Fließband zusammengesetzten Lautstärkereger für Radios zu überprüfen, habe ich die täglichen neun Stunden vor allem deswegen ganz gut überstanden, weil ich oft darüber nachdachte, was ich nach getaner Arbeit unternehmen werde. Und den Gesprächen der Fließband-

arbeiterinnen entnahm ich, dass es denen genauso ergeht. Wir waren alle erfolgreich fordistisch habituiert worden. Die Differenz „Arbeit/Freizeit“ war maßgeblich für die Befindlichkeitsbestimmung. Jetzt malochen und am Feierabend dann leben.

Wird einem der Blick auf eine Befindlichkeitsbestimmung dieser Art erst einmal geöffnet, so wird man an sich selbst bemerken, dass sie in verschiedensten Lebenszusammenhängen eine große Bedeutung hat. Sie ermöglicht es den Menschen, bei der Ausrichtung ihrer Lebensbezüge beweglich zu sein. Wer Gespräche mit schwermütigen Menschen kennt, der erfährt, dass es diesen oft nicht gelingt, sich wechselbezüglich neu zu positionieren, indem sie eine zunächst negative Befindlichkeitsbestimmung durch eine prospektiv positive Befindlichkeit aufzuhellen vermögen. Zuversichtliche Menschen ertragen ihr manchmal ödes Jetzt-und-Hier dadurch, dass sie *aus diesem herausgreifend leben*, im Blick auf eine bevorstehende Befindlichkeit, die ganz anders ist. Damit ist keine instrumentelle Beziehung gemeint, sondern schlicht die Aussicht auf einen Wechsel hin zu etwas ganz Anderem. Auch dies kann eine Mitgegebenheit sein, die Permanenz durch eine *permanente transthematische Vorstellung* liefert (wobei hier das Wort „Vorstellung“ durchaus wörtlich genommen werden kann, als etwas, das man gleichsam imaginativ vor sich hinstellt, jenseits der thematischen Grenze desjenigen, was man gerade durchlebt).

Mir sind keine Untersuchungen bekannt, die diese Tatsache der herausgreifenden Positionierung und Ausrichtung erforscht haben. Und dies, obgleich es sich dabei doch um keine (wenn ich einmal davon ausgehe, ich sei kein absonderlicher Mensch) absonderliche Tatsache handelt. Es ist lebenspraktisch ganz alltäglich, dass Menschen Gedanken, Bilder, Vorstellungen, Erinnerungen und dergleichen mehr in den Sinn kommen, obgleich sie aus dem thematischen Rahmen des Jetzt-und-Hier herausfallen. In diesem Sinne sind sie *transthematisch*. Gleichwohl sind diese transthematischen Größen oft keineswegs akut lebenspraktisch sinnlos, im Gegenteil, sie können vielmehr permanenzstiftende Verankerungen liefern (welche selbst wieder motivationalen Einfluss haben können). So kann man (ich zumindest kann es; s.o.) beispielsweise eine augenblickliche Arbeitsunlust dadurch lindern, dass man sich etwas Schönes, das mit der Arbeit weder thematisch noch instrumentell in Verbindung steht, in Aussicht stellt. Auch dies ist eine befindlichkeitsbestimmende Einordnung. Solches (reflexiv-)einordnende Sich-Befinden geht oft einher mit gefühls- und/oder stimmungshaften Befindlichkeiten. Die Arbeitsunlust schwindet. Sie macht der Vorfreude Platz. Denn, wie die Leip-

ziger Ganzheitspsychologen dereinst hervorgehoben haben, können Menschen nicht zwei verweisungsdiffuse Gefühle (z.B. Langeweile und Vorfreude) zugleich erleben. Gefühle sind in lebensweltliche Ganzheiten eingewoben. Das heißt, zu ihnen gehören Leerstellenplots, die nicht zugleich eine Aktualkonstellation figurieren können.

In einer Beschreibung der Lebensführungen jener Menschen, die der „creative class“ angehören, spricht Florida (2002) von Tendenzen, langfristig wechselbezüglich zu leben. Dies kann einmal innerhalb einer beruflichen Karriere vonstatten gehen: „front-loaded career and the deferred life“ (S. 154). Als Lebensführungsmaßgabe gilt: Jetzt reinhaun, damit man es später gemächlicher angehen lassen kann! – innerhalb eines Berufs. Die wechselbezügliche Orientierung kann aber auch aus dem momentanen Beruf herausgreifen: „life-shifting“, „not just a career change but a way-of-life-change“ (ebd.). Die Devise lautet dann: Jetzt hart in einem Projekt arbeiten, später dann etwas ganz anderes machen! Auch dies sind Lebensführungen, die wechselbezüglich permanent geordnet sind, hier sogar lebensperiodisch weit erstreckt.

Die gedankliche Erstreckung mag sogar das diesseitige Leben überschreiten, so in religiösen Bezügen. Wer etwa im Hinblick auf ein paradiesisches Sein lebt, lebt in gewisser Weise auch wechselbezüglich permanent. Sein diesseitiges Leben in Leid und Not wird einmal, so besagt es ihm seine wechselbezügliche Befindlichkeitsbestimmung, ein Ende finden und wechseln in ein jenseitiges Leben voller Freuden. Ein mönchisches Leben (besonders in asketischen Orden) mag so permanenzgeordnet sein, herausgreifend motiviert (vielleicht klammheimlich instrumentell, aber nur klammheimlich, denn Gottes Gnade, so besagt es die Lehre, ist nicht instrumentell erlangbar). Immanuel Kant hat aus Gründen der praktischen Vernunft die Erwartung eines fernerhin glückseligen Lebens als notwendig erachtet für Menschen, die durch strenges Festhalten an den Ansprüchen des Sittengesetzes Entsagung und Leid auf sich nehmen. Wechselbezügliche Permanenzordner werden so zu Voraussetzungen streng sittlicher Lebensführungen. Verzweiflung oder Zynismus werden abgewendet, Hoffnung wird geweckt.

Aus all den besprochenen Ordnungsgebern und ihren Ordnungsleistungen ergibt sich: Die Aktualkonstellationen, die Menschen leben, sind erheblich bestandteilreicher und auch polythematischer als die gebräuchlichen psychologischen Theorien dies unterstellen. Gerade deshalb sind Ordnungsgeber als befindlichkeitsbestimmende Mitgegebenheiten so wichtig. Sie geben der

Vielfalt Struktur und Ausrichtung und machen sie somit pragmasemantisch lebbar. – Damit leite ich zum nächsten Abschnitt über.

### 3.5 Ordner als notwendig mitgegebene Bedeutungstifter

Jeder Bestandteil einer aktuellen Lebenslage erhält seine Bedeutung durch seine Stellung in semantischen Verweisungsbezügen. Die verweisungssemantische Bedeutung einer Einheit ergibt sich aus ihrem Eigenwert, den sie in einem Verweisungs-zusammenhang erhält und innehat. Wenn das so ist, dann sind die verschiedenen Ordner von entscheidender Wichtigkeit bei der Bestimmung der Bedeutung einer gelebten semantischen Einheit, sei dies eine Einheit des Denkens, des Fühlens, des Wollens, des Handelns, des Empfindens, des Hörens und so weiter. Dabei lassen sich z.B. die Permanenzordner nicht als zusätzliche semantische Einheiten einer Aktualkonstellation fassen und irgendwie additiv dazu packen, vielmehr liefern die Ordner als Einordnungsvorgaben notwendige Voraussetzungen für die Bestimmung der Bedeutungen mancher Bestandteile der Aktualkonstellation.

Wieder ist es hilfreich, sich dies gedankenexperimentell klar zu machen. Die Bedeutung etwa einer bestimmten Handlung ergibt sich nicht allein aus der Absicht, mit der man sie vollzieht, und aus bestimmten Erwartungen, die man hegt, sondern sowohl das Handeln selbst, wie auch die verfolgte Absicht und die gehegten Erwartungen sind zugleich Größen eines handelnden Ichs, welches diese Größen als sich zueigen weiß und welches sich dabei als ein Ich weiß, das sich in einer bestimmten Situation befindet. Dächte man sich diese jeweils mitgegebene ichlich-situative Befindlichkeitsbestimmung weg, so bliebe, bildlich gesprochen, bestenfalls ein gut programmierter Roboter zurück, nicht aber ein Mensch, dessen phänomenales In-der-Welt-Sein so beschaffen ist, wie er sich laufend selbst erfährt. *Eine semantische Theorie des Menschen, die dieser phänomenalen Selbstgegebenheit struktur-analog gerecht werden will, muss dieser stets mitgegebenen ichlich-situativen Befindlichkeitsbestimmung Rechnung tragen.*

Dies zu leisten, ist absehbar schwierig. Betrachtet man allein den aktuellen Ordnungseinsatz der befindlichkeitsliefernden Permanenzstifter, so zeigt sich, dass diese nicht als klar abgrenzbare Gebilde standfest gemacht werden können. *Ihr Einsatz oszilliert und fluktuiert.* Damit sind zwei Formen des Pendelns zwischen verschiedenen Ordnungseinsätzen gemeint:

- *Oszillieren*: In einem Moment ist der instrumentelle Bedeutungsgehalt einer Handlung konkret und material gegeben. In einem anderen Moment wird die Handlung in einen fernen und abstrakten Zielbezug gestellt. Und das kann laufend oszillieren.
- *Fluktuieren*: Und dann kommt noch hinzu, dass die oben versuchsweise skizzierten Einordnungsarten sich ja nicht wechselseitig ausschließen. Sie fungieren bedeutungsgebend zugleich und in kurzer Abfolge. Zwischen ihnen wird laufend fluktuiert. In einem Moment herrscht die eine Einordnung vor (etwa die themabezüglich), einen Moment später ist es eine andere Einordnung (etwa die ichbezügliche), die Bedeutungsbezüge liefert.

Dieses Pendeln zwischen verschiedenen Einordnungen kann zur *Stabilisierung überaugenblicklicher Positionierungen* wesentlich beitragen und damit zur Stabilisierung als sozial und individuell überdauernd zurechenbare Handlungsinstanz.

Flüssig und beweglich ist nicht das Ob vielfältig ordnender Einbettung, sondern vor allem das Wie. Und dieses Wie muss, will man dem Menschen in seinen semantischen Lebensvollzügen gegenständlich gerecht werden, *theoretisch* irgendwie gefasst und gebändigt werden. Dies *praktisch* zu leisten, gelingt uns laufend im tagtäglichen Lebensvollzug auf der Grundlage irgendeines impliziten Hintergrundwissens.

#### Exkurs

So sind wir mit einiger Übung in der Lage mit altersdementen Menschen umzugehen, denn wir erfahren im Umgang mit ihnen recht schnell, was es heißt, mit Menschen umzugehen, denen die uns geläufigen Ordner ihrer Lebensbezüge fehlen: Sie lassen sich thematisch nicht bei der Sache halten. Ihre persönliche Ansprechbarkeit verliert sich manchmal. Sozial-einbettende Beziehungsrahmen sind oft unpassend. Aufmunterungen durch wechselbezügliche Einordnungen misslingen. Es fehlen ihnen Kongruenzordner, die ihr Tun und Sagen stimmig halten und dergleichen „Unordentlichkeiten“ mehr. Wir erkennen all dies, manchmal traurig, manchmal belustigt, und wissen damit (praktisch) umzugehen, ohne uns ein klares theoretisches Bild davon machen zu können.

Irgendwelche Kurzzeit- oder Arbeitsspeicher und deren altersbedingte Kapazi-

tätseinschränkungen zu erwähnen oder andere Arten von Gedächtniseinschränkungen auszumachen, ist wenig erklärungsstüchtig, denn der Einsatz irgendwelcher Permanenzordner muss ja nicht sonderlich kapazitätsverbrauchend sein. Auch neurowissenschaftliche Lokalisationsbefunde (vgl. z.B. Lieberman, 2007) sind hier wenig erkenntnisdienlich.

Neurowissenschaftler können ja vielleicht darauf hinweisen, dass den genannten Verlusten irgendwelche neuronalen Funktionsstörungen zugrunde liegen. Wer wollte daran zweifeln, dass allem individualesemantischen Prozessieren irgendein neuronales Prozessieren ermöglichend zugrunde liegt. *Solche Hinweise auf ermöglichende physische Zustände und Vorgänge können aber kein Ersatz sein für eine angemessene semantische Vergegenständlichung, die zuallererst besagt, worum es eigentlich geht.* So wie, um ein schlichtes Gleichnis zu wählen, eine mathematische Gleichung an einer Wandtafel in der Schule in ihrem mathematischen Gehalt nicht dadurch erfasst ist, dass man um das physische Substrat weiß, welches diese Gleichung physisch-geometrisch ermöglicht (Kreidepartikel in komplizierter geometrischer Anordnung, haftend an der Tafel dank bestimmter Adhäsionskräfte und so weiter). Auch ein Wissen um neuronale Erregungsverteilungen im Gehirn des Mathematiklehrers, der die Wandtafel beschreibt, hilft uns nicht dabei, den mathematischen Gehalt einer algebraischen Gleichung zu erfassen.

Neurowissenschaftliche Erkenntnisse können semantische nicht ersetzen. Trotz exakter und immer exakter werdender bildgebender Verfahren und deren Befunden bleibt es uns nicht erspart, *den semantischen Ordnungsbeigaben, die unserem Lebensvollzug Sinn vermitteln, theoretisch nachzuspüren.* Denn in neurowissenschaftlicher Vergegenständlichung leben Menschen ein sinnloses Leben in einer sinnlosen Welt. Dies ist schlicht deshalb so, weil Sinn und Sinnbeziehungen im physisch-naturwissenschaftlichen Weltentwurf gegenständig nicht vorkommen (vgl. Laucken, 2007).

## **4 Bruchstücke einer semantischen Vergegenständlichung der Ordnungsbefunde**

Nun wird durchgängig die *Perspektive der dritten Person* eingenommen. In den bisherigen Ausführungen bin ich gelegentlich zwischen der Perspektive der ersten Person und der der dritten Person hin und her gesprungen, vor allem dann, wenn ich bestimmte Weisen selbst erfahrenen In-der-Welt-Seins eingeführt habe, um daraus strukturanaloga Anforderungen für eine ermöglichungstheoretisch geeignete semantische Theorie des Menschen abzuleiten. In den folgenden Ausführungen gehe ich davon aus, dass die oben elaborierten Ordnungsbefunde ausreichend einsichtig sind, um zu fragen, wie man ihnen theoretisch gerecht werden kann. Bei dieser Aufgabe greife ich nun auf Gedanken zurück, die ich im 2. Kapitel dargelegt habe. Wie angekündigt, verbinde ich im 4. Kapitel die Kapitel 2 und 3.

### **4.1 Mensch als gelebte Aktualkonstellation in einem Kosmos aktualisierbarer Potenziale**

Jeder Mensch ist zu jedem Zeitpunkt eine Konstellation aktuell gelebter semantischer Einheiten. Sein Lebensvollzug ist eine kontinuierliche Abfolge solcher Aktualkonstellationen. Eine Aktualkonstellation ist das Ergebnis der Aktivierung vorliegender Potenziale und deren kopräsen Anordnung.

Zu den semantischen Potenzialen, die auf diese Weise belebbar sind, gehören nicht nur irgendwelche der Handlungseinheit selbst zueignen Potenziale (z.B. Gedächtnis), sondern dazu gehören auch Dinge, Gebilde, Mitmenschen und so weiter, mit denen ein Mensch sich leibhaftig handelnd direkt (partizipativ) in Beziehung zu setzen vermag.

Den Psychologen ist die Differenz „state/trait“ geläufig. Diese ist der Differenz „aktuell/potenziell“ in Teilen vergleichbar. „State“ mag beispielsweise eine aktuell gelebte Angst sein, „trait“ ist dann die Disposition, die Bereitschaft oder eben das Potenzial, in einer bestimmten Situation Angst zu erleben. Diese Disposition mag man Ängstlichkeit nennen. In der Differenz „state/trait“ ist allerdings nicht mit enthalten, dass auch beispielsweise Dinge (z.B. Steine) oder Gebilde (z.B. Texte) semantische Potenziale sind, bestehend aus den ihnen zukommenden Umgangsmöglichkeiten, die im handelnden Umgang mit ihnen aktualisiert werden können.

Ich gebe zu, den Menschen als wandelnde Aktualkonstellation zu vergegenständlichen und seinen Lebensvollzug als kontinuierliche Abfolge derselben, ist noch eine recht spärliche Vergegenständlichung. Dies auch dann noch, wenn ich hinzunehme, dass mit der Realsetzung von Aktualkonstellationen die Realsetzung eines Kosmos optional aktualisierbarer Potenziale und der Vorgang der handlungsbezüglichen Aktualisierung derselben verbunden ist. Diese gegenständlichen Setzungen sind allerdings grundlegend. Und darauf kommt es mir hier an. Es geht hier darum, einen *minimalen Satz an gegenständlichen Setzungen* vorzunehmen. Es geht gleichsam um gegenständliche Axiome eines semantischen Kosmos, welcher die Ordnungsbefunde gegenständlich unterbringen kann. Begriffliche Sparsamkeit sehe ich hier mithin nicht als Dürftigkeit sondern als Vorzug an. – In dieser Weise minimalistisch geht es nun weiter.

## 4.2 Mensch zwischen Ausgeliefert- und Ausgerichtetsein

Vergegenständlicht man den Menschen als Aktualkonstellation und seinen Lebensvollzug als Abfolge derselben, so stellt sich die Folgefrage, welche *Verweisungsstränge* diese Abfolgen gleichsam längs des Lebensvollzugs durchziehen und so erst zu Abfolgen machen. Wenn wir menschliches Tun und Lassen geradewegs betrachten, so wie es Dewey (1917) dereinst vorschlug zu tun, so kommen wir als Beobachter zu dem Schluss, dass die pragmasemantisch zentrierten Aktualkonstellationen nicht zufällige Aktualisierungen irgendwelcher Potenziale sind, sondern es sieht eher danach aus, als ergäben sich die Aktualkonstellationen von Moment zu Moment irgendwie auseinander, und zwar in einer Weise, die aus dem Lebensmoment das Lebensmoment macht (wie es im Buchtitel heißt).

Die Art des Sich-Auseinander-Ergebens kann variieren zwischen den Polen Ausgeliefertsein und Ausgerichtetsein. Näher am Pol des Ausgeliefertseins lebt wohl ein Mensch, der beispielsweise vor sich hin dösend aus dem Fenster eines Eisenbahnzuges schaut und seinen Assoziationen nachhängt. Näher am Pol des Ausgerichtetsein lebt wohl ein Mensch, der beispielsweise als Turner in einem Turnier eine Bodenturnübung vorführt, wobei er genau darauf achten muss, wie ein Bewegungsvollzug vonstatten geht, um den daran anschließenden Bewegungsvollzug etwa in seinem Krafteinsatz richtig zu dosieren.

In ihrer Abfolge *ausgerichtete* Aktualkonstellationen müssen die ausrichtenden Größen jeweils in sich tragen. Es gibt keine irgendwo außerhalb anzu-



siedelnde Über-Instanz. *Diese innewohnenden Ausrichter müssen jeweils die Spanne potenziell möglicher Fortsetzungen auf bestimmte einengen.* Man könnte, wenn man minimale Wurzelbestimmungen sucht, sagen, dass die gesamte semantisch orientierte Psychologie sich als Forderung hieraus ableiten ließe, mit allem, was sie an Begrifflichkeiten zu bieten hat. Stets geht es um Differenzen, die auf andere Differenzen verweisen und die damit, dass sie dies leisten, ausrichten. Mitaktualisierte Regeln etwa können Ausrichtungsfunktionen erfüllen: Wenn A und B geben sind, dann folgt C, vorausgesetzt D liegt vor. Exemplarisch konkretisiert: Wenn jemand durstig ist (A) und wenn er weiß, ihm Kühlschrank steht eine Flasche Bier (B), dann geht er in die Küche und holt sich das Bier (C), vorausgesetzt er befindet sich zu Hause und macht nicht gerade eine Abmagerungskur durch (D).

Diese Regel ist ein möglicher Fall eines Konsequenzordners. Der pragmasemantisch zentrierten Aktualkonstellation, die ein Mensch lebt, ist er in irgendeiner Weise (in welcher, dazu später mehr 4.8) mitgegeben. Und die Aktualkonstellation erfährt durch solche Konsequenzordner eine klare Ausrichtung. Die mitgegebene Regel macht klar, welche Handlung verweiskonsequent gefordert ist, sofern der Handelnde konsequent handeln und leben will (was ihm Kongruenzordner nahe legen). Es fällt ihm sogleich auf, wenn er diesen mitgegebenen Konsequenzordner gleichsam verloren hat. Dann steht er „dumm da“ und weiß keine Antworten auf die Fragen: woher, warum und wohin? Man könnte sagen, dass die psychologischen Entscheidungs- und Handlungstheorien nichts anderes sind als Gefüge von Konsequenzordnern.

*Mit solchen Ausrichtungsmitgaben habe ich einen gegenständlichen Ort gefunden für die diversen, oben unterschiedenen Ordnungsgeber. Hier sind sie notwendig.*

### **4.3 Ordnungsgeber als Positionsbestimmer und Ausrichter**

Jedem Ausrichten komplementär ist das Bestimmen einer Position. Als anschauliches Bild taugt ein Schiff auf dem Meer. Bevor seine Ausrichtung bestimmt werden kann, muss seine Position bestimmt sein. *Die verschiedenen oben besprochenen Ordner liefern jeweils besondere Positionsbestimmungen und Ausrichtungsmöglichkeiten.* Sie sind gleichsam das Ortungssystem GPS des semantischen Kosmos, den ein Mensch lebt, allerdings

nicht, indem sie diesen umfliegen, sondern indem sie in ihm orten. Die Ordnungsgeber fungieren gleichsam als Navigationsinstrumente.

Die Schriftstellerin Brigitte Kronauer (2006) sagt von sich in einem Interview: „Das Unbestimmte ist interessant“ (S. 54), deshalb liebe sie es. Das gilt wohl vor allem dann, wenn man mit seinem Hintern auf einem festen Stuhl, vor seinem Schreibtisch sitzt mit Blick auf den vertrauten Garten. Nimmt das Unbestimmte jedoch zu, vielleicht gar überhand, so dass jede Positionsbestimmung hinfällig wird, dann hat man vor allem ein Interesse: Unbestimmtheit beseitigen. Das Unbestimmte ist dann alles andere als interessant und reizvoll.

Die *Permanenzordner* liefern einer Aktualkonstellation, der sie *innewohnen*, jeweils die Gewissheit, eine Einheit zu sein, die als Lebensvollzugeinheit existiert und fort dauert. Die ichlich-situative Befindlichkeitsbestimmung liefert dabei die Gewissheit, ein bestimmter Handelnder in einer bestimmten Situation zu sein. Die themabezügliche Befindlichkeitsbestimmung liefert dabei beispielsweise die Gewissheit, sich im Vollzug eines bestimmten Vorhabens zu befinden. Die biographisch-einbettende Befindlichkeitsbestimmung liefert die Gewissheit, sich bei alledem in einer bestimmten lebensgeschichtlichen Lage zu befinden und so weiter. *Zumeist sind diese Gewissheiten unthematisch-impliziter Natur*. In Extremlagen (z.B. beim Erwachen aus einem Alptraum) können sie als explizite Vergewisserungen auftreten. Maßgebend sind stets irgendwelche Ordner, die Befindlichkeitsbestimmungen ermöglichen, welche wiederum die Voraussetzungen fürs Positionieren und Ausrichten liefern.

Ein sehr schlichtes (und deswegen vielleicht übermäßig vereinfachendes) Gleichnis mag die Beziehung zwischen den Begriffen: „Ordner“, „Befindlichkeitsbestimmung“, „Position“ und „Ausrichtung“ verdeutlichen: Holt ein Wanderer (als geborenem Inländer liegt mir dieses Gleichnis näher als das maritime) während einer Wanderung eine Wanderkarte heraus, um festzustellen, an welchem Ort er sich befindet, so entspricht der Wanderkarte der *Ordner* und der Ortsfindung die *Befindlichkeitsbestimmung* (im Sinne von „Sich-Befinden-an“). Betrachtet der Wanderer den Ort als eine Station auf dem Weg zu einem Ziel, so entspricht die Station der *Position* und das Ziel entspricht der *Ausrichtung*. Die Position ist die ausrichtungsbezüglich akzentuierte Befindlichkeit. All das, was bei dem Wanderergleichnis zeitlich gedehnt wurde, ist im gelebten Vollzug aktualgenetisch dicht beieinander. Spezielle Störungen einzelner aktualgenetischer Komponenten zeigen aber, dass es notwendig ist, diese auseinanderzuhalten.

Die verschiedenen Ordner liefern unterschiedliche Aspekte der Position, die ein Mensch aktuell innehat. Die Ordner schließen sich in ihren Bestimmungen mithin nicht aus, sondern sie ergänzen sich. Fast lässt sich sagen, dass sie sich wechselseitig bedürfen, denn der Verlust der einen oder anderen Bestimmungslinie schafft charakteristische Orientierungslosigkeit, die auch die anderen Bestimmungen beeinflusst. *Das Oszillieren und das Fluktuieren der Befindlichkeitsbestimmungen sind deshalb nicht verunsichernd, sondern sie liefern Sicherheit durch laufendes Austarieren und wechselseitiges Sich-Abstützen (Näheres hierzu unter 4.9.1).*

#### **4.4 Ordnungsgeber als Gefüge von Leerstellen**

Man kann sich fragen, ob man den verschiedenen Ordnern (im Gleichnis: den Landkarten) eine *formale Struktur* geben kann, die diese zumindest formal vergleichbar macht. Oben habe ich den Konsequenzordner exemplarisch als Regel aufgefasst. Lassen sich alle Ordner als Regelgebilde rekonstruieren? Vermutlich ist der Regelbegriff in einem weiten Verständnis zur Rekonstruktion der formalen Struktur einiger Ordnungsgefüge durchaus brauchbar. Es gibt aber auch Ordnungsgefüge, die eher assoziativ geknüpft sind; für sie wäre der Regelbegriff übergenau. Ich schlage deshalb als allgemeine formale Struktur, der sich alle Ordner einfügen lassen, einen der Valenzgrammatik entlehnten Begriff, den des *Leerstellengefüges*, vor. In der Valenzgrammatik heißt es, dass jedes Verb um sich herum einen Satz an Leerstellen (oder an Platzhaltern) eröffnet (z.B. sitzen – wer sitzt, worauf sitzt er, wann, weshalb, wie und so weiter), die auszufüllen sind, um ein konkretes Sitzereignis zu begreifen. In analoger Übertragung lassen sich auch Ordnungsgeber als Sätze von Leerstellen rekonstruieren.

Um diese Übertragung plausibel zu machen, sei zunächst der Begriff des Leerstellengefüges noch in einem anderen Zusammenhang demonstriert: Der Plot einer Geschichte lässt sich als Leerstellengefüge fassen. Die Leerstelleneinheiten markieren gleichsam die Arten der Fragen, die jemand stellen kann, der eine Geschichte begreifen will. Schmitt (1996) hat in dieser Weise Eifersuchtsgeschichten rekonstruiert. Erfährt man von jemandem, er sei eifersüchtig, so weiß man, welche Arten von Fragen man zu stellen hat, um die konkrete Eifersuchtsgeschichte zu erfassen und zu verstehen. Die Einheiten des Plots von Eifersuchtsgeschichten sind gleichsam die Arten der Fragen, die man stellen kann (z.B.: Durch welche Handlung der Person A gegenüber der Person B ist Person A der Person C gegenüber untreu geworden?). Eine konkrete Eifersuchtsgeschichte ist sodann eine fallspezifische Ausfüllung dieses

Plots (z.B.: Petra, die Freundin von Joseph, hat mit Oskar eng getanzt und geschmust.). Solche Ploteinheiten kann man als (thematische) Leerstellen betrachten, weil sie (inhaltlich) spezifisch auszufüllen sind, um ein konkretes Bild abzugeben. Und es ist sinnvoll, zu sagen, dass die Leerstellen untereinander ein Gefüge bilden, weil zwischen den einzelnen Leerstellen gerichtete Verweisungsbeziehungen bestehen (z.B. „wenn, dann“-Beziehungen).

*Leerstellenplots sind universell einsetzbare Ordnungsmittel.* Sie gestatten das rasche Auffassen und Ordnen einer Vielfalt durch Unterordnen und Verbinden. Die plotinternen Verweisungsstrukturen können formal variieren. Beispielhaft und in pflanzlicher Metaphorik gesprochen: Es gibt baum-analoge Strukturen und queckenanaloge. Einmal läuft alles in einer Leerstelle (analog: Baumstamm), die die Architektur des Leerstellengefüges bestimmt, zusammen. Andermal fehlt eine zentrale Leerstelle, bei der alle Verweisungsfasern zusammenlaufen, vielmehr gibt es ein Geflecht gleichberechtigter Leerstellen (analog: Wurzelgeflecht einer Quecke). Baum-analoge Strukturen sind viel störungsanfälliger als queckenanaloge. So sind queckenanalog denkende Menschen durch Argumente niemals grundsätzlich zu erschüttern (deshalb können sie als Disputationspartner ein Graus sein).

Das formale Modell des Leerstellengefüges (Näheres in Schmitt, Mees & Laucken, 2001) ist bestimmungsarm genug, um alle oben explizierten Ordnungsgeber formal vergleichbar zu machen. Welcher Satz an Leerstellen ein bestimmter Ordnungsgeber umfasst und wie die interne Verweisungsstruktur beschaffen ist, das zu beantworten, ist letztlich Aufgabe empirischen Forschens. Ich habe mich bei meinen bisherigen Explikationen zu einzelnen Ordnungsgebern auf Plausibilitäten (vermeintlich) gemeinsamen Umgangswissens gestützt. Dies ist wohl möglich (aber das werde ich später noch genauer in den Blick nehmen), weil wir alle als wechselseitig zurechnungsfähige und interaktionstaugliche Menschen gelernt haben, in welchen (z.B. permanenzstiftenden) *Leerstellenordnungen* (seien es ichlich-situative, seien es thema-, gemüts- oder wechselbezügliche) Menschen für gewöhnlich leben. Wir brauchen also nicht zu befürchten, mit dem Erforschen individueller Ordnungen in einem Sumpf von Einzigartigkeiten zu versinken. Wir werden wohl Ordnungen finden, die über verschiedene Menschen hinweg aggregierbar sind.

Als Fazit lässt sich festhalten: *Ordnungsgeber sind Leerstellengefüge.* Als allgemeine Sinnvorgaben liefern sie Vorlagen für die typisierende Erfassung und Ordnung konkreter Lebenszusammenhänge. Bei dieser Erfassungs- und

Ordnungsarbeit oszilliert und fluktuiert der Einsatz vorliegender Ordnungsplots. So sind stets mögliche Antworten auf die klassischen Orientierungsfragen mitgegeben: Wer, was, wo, wann, wie, warum, wozu?

#### **4.5 Gegenständliche Verankerungen von Befindlichkeitsbestimmungen**

In den folgenden drei Abschnitten werde ich drei *Leerstellenbereiche* in allgemeiner Weise ansprechen. Es sind dies Bereiche inhaltlicher Größen. Alle Ordner enthalten diese Größen in der einen oder anderen Fassung als Bestimmungsteile. Die Bereiche werden plakativ markiert: „Dinge und Leib“, „Gebilde“, „Mitmenschen“. Größen dieser Bereiche fungieren als relativ stabile Bestimmungsanker. Sie sorgen dafür, dass die Ordnungsgeber nicht umherhuschen und flüchtige Befindlichkeiten produzieren. Sie liefern gleichsam *gegenständliche Bodenhaftung*. Deshalb spreche ich bildlich von Verankerungen

Ein Gleichnis mag hier dienlich sein: Wären Menschen (ich greife dies Bild nochmals auf) in sich abgeschlossene Kognitionsblasen, schwebend in einer diesen gegenständlich wesensfremden Flüssigkeit (so wie manche Repräsentationstheorien des Weltbezugs dies unterstellen), so glichen Menschen Träumern, die ihren Träumen ausgeliefert sind. Auch wenn sie die Augen öffnen, können sie dadurch keine Außenbezüge zur Umgebung herstellen, denn sie „erblicken“ ja nur interne Repräsentationen. Grundlegend anders sieht der Weltbezug aus, wenn man *partizipationstheoretisch* denkt. Erwachen die Träumer, so können sie die Augen öffnen, das Licht anschalten und die Dinge um sich herum und sich als Leib inmitten derselben sehen und handelnd erfahren. - Damit will ich nun beginnen, mit dem Leib und den Dingen.

##### **4.5.1 Leib und Dinge als räumlicher Ankergrund**

*Die Aktualkonstellation, die ein aus einem Traum erwachender Mensch zu leben vermag, umfasst auch die Dinge, die ihn umgeben.* Dabei tauchen die Dinge für ihn hinsichtlich der aktualisierbaren Eigenschaften auf, die für ihn handlungsbezüglich einschlägig sind. Dazu gehört als wichtige Komponente die *räumliche Einordnung* der Dinge. Komplementär zu den *Dingen* im Raum enthält die Aktualkonstellation auch die *Leiblichkeit* des Erwachen-den, denn er ist den Dingen durch sein leibhaftiges Sein und Handeln ver-

bunden: Wo bin ich? Ach, hier bin ich! Und „hier sein“ kann nur ein leibliches Wesen. Erst auf dieses bezogen erstreckt sich ein mit Dingen erfüllter Raum. Es sind dies Dinge, die vorne/hinten, oben/unten, links/rechts, fern/nah, bei mir/bei dir, in mir/außerhalb meiner und anderswo mehr liegen können. Da jedes Handeln das Handeln eines leiblichen Wesens ist, schließt wohl jede (pragmasemantisch artikulierte) Aktualkonstellation auch empfindungshaltige Bestandteile mit ein, seien es welche aus den Bereichen des Spürens, des Tastens, des Drückens, des Ziehens, des Betretens, des Schmerzens, des Greifens und dergleichen mehr. All dies sind pragmasemantisch wichtige Unterscheidungen und Bestimmungen, welche die Aktualkonstellation, die ein Mensch lebt, ausmachen, gliedern und ordnen.

Wenn es beispielsweise ein Alptraum war, aus dem jemand gerade erwacht ist, dann erfährt er sich vielleicht so: Er liegt im Bett, er spürt den Schweiß auf seiner Stirn und das feuchte Kissen im Nacken, sein Herz pocht, die Zunge ist trocken, die Zähne schmerzen vom Pressen und Knirschen. Im Morgengrauen sieht er das zerwühlte Bett. Das vertraute Zimmer und dessen Einrichtung beruhigen ihn, sie sagen ihm, wo er ist und was es mit ihm gerade auf sich hat ... und so weiter.

Der den *Raum* ausfüllende *Leib* und die *Dinge* in ihm umfassen Bereiche von Größen, die pragmasemantisch aktualisierte Bestandteile des aktuell gelebten Lebensvollzugs eines Menschen sein können. Ihnen ist der Mensch als Handelnder durch sein Handeln *direkt verbunden* und *verhaftet*. Nur wenn dies der Fall ist, können Leib und Dinge dem Menschen jenen Halt geben, der es ihm erlaubt, sich sozusagen *ding- und leibfest räumlich* zu positionieren und auszurichten – und um sich dadurch und darin als personale Handlungseinheit zu erfahren und zu wissen. Der pragmasemantische Raum ist also nicht die pure Extensio der Physiker, sondern handlungsbezüglich mit Dingen erfüllter Raum eines leiblich und leibhaftig Handelnden. Der semantische Begriff Leib darf nicht mit dem physisch-physikalischen Begriff Körper verwechselt werden.

In der deutschen Sprache, die Ausdrücke wie „beileibe nicht“, „leibhaftig da sein“, „sich etwas vom Leibe halten“ und auch „Leibrente“ oder „der Leibhaftige“ kennt, ist die pragmasemantische Bedeutung des Begriffs Leib bereits umgangssprachlich angelegt. In der englischen Sprache wird die hier thematische Unterscheidung zwischen (physischem) Körper und (semantischem) Leib durch diverse Zusätze zum Ausdruck gebracht (z.B. bei Radley, 1995): „physical or instrumental body“ versus „lived body“ oder „subject body“ (S. 4) oder „its existence as a lived entity“ (S. 7).

Der Leib eines Menschen (als aktualisierbares Potenzial handlungsbezoglicher Gegebenheiten und Eigenschaften) liefert der ichlich-situativen Befindlichkeitsbestimmung vermutlich die Verankerung, welche das Erfahren jener Permanenz erlaubt, die aus einem Menschen eine fortdauernde Lebens- und Handlungseinheit macht. Ein reiner, gleichsam vollkommen entleibter Geist (was auch immer das sein mag; man vermag es sich kaum vorzustellen; selbst Spiritisten erfinden sich einen feinstofflichen Leib) wäre ein gegenständig weltloses Wesen, nur in sich selbst zirkulierend. Erst als Leib wird der Mensch zu einem Bewohner dieser Welt, die voller leibhafter Mitmenschen ist.

Noch eine Gleichnis: Mir ist entfallen, bei welchem Autor ich es gelesen habe. Er schildert die Hölle als eine Existenzweise, in der Menschen sich nicht mehr an umgebenden Dingen und an ihrer Leiblichkeit festhalten können. Sie treiben als leiblose und dingunempfindlich gemachte Seelen dahin. Nur und auf ewig in sich selbst schmorend. Das muss die Hölle sein. Ein Alptraum. Sie können nicht die Augen öffnen und das Licht anschalten, um sich so aus ihrem Traum herauszuziehen. Dieser Fluch droht natürlich nur (oder vor allem) ehemals bösen Menschen. Das eigene Böse verschlingt sie unentrinnbar. So ist es in der Hölle. Ein ewiger Alptraum, ohne Erwachen. Das Paradies ermöglicht dagegen durch die Auferstehung des Leibes wieder ein ding- und leibfestes Leben. Natürlich ist dieser jenseitige Leib nicht materiell identisch mit dem diesseitigen Körper. Er ist kein wieder belebter Leichnam. Es ist im hiesigen Erörterungszusammenhang durchaus aufschlussreich, sich die gedanklichen Mühen anzuschauen, mit denen christliche Theologen darum ringen, dem jenseitigen Leben eine Gegenständigkeit zu verleihen, die Menschen nicht nur als personale Einheiten erhält, sondern auch als dinglich und mitmenschlich kontakt- und beziehungsfähige. Der gedankliche Kern dieser Bemühungen ist die Annahme einer *leiblichen Existenz* (keiner rein geistigen). Allerdings besteht der Leib im jenseitigen Leben in einem Seinsweise, die sich den irdischen Anschauungsformen und Denkmöglichkeiten entzieht. Kessler (2006) spricht von dem Glauben an „eine ganz andere Dimension Gottes (die quer zu allen ... physikalischen Dimensionen liegt ...)“ (S. 305).

Der *partizipationstheoretisch* gefasste Weltbezug (und nur er) enthält die Möglichkeit, sich leiblich und dinglich zu verankern, und die Notwendigkeit, dies stets irgendwie, vor allem durch leibhaftiges Handeln, zu tun. Fast alle Ordnungsgeber können Leerstellen enthalten, die leibliche und dingliche Größen aufnehmen und einbinden können, um den durch sie geleisteten

Befindlichkeitsbestimmungen jenen gegenständlichen Halt zu geben, der Leib und Dingen zueigen ist.

#### 4.5.2 Gebilde als symbolischer Ankergrund

Der Begriff *Gebilde* hat hier eine besondere, darin allerdings eine sehr weite Bedeutung. Prototypisch für diese Bedeutung ist die Verwendung des Begriffs in der traditionellen Umschreibung dessen, was der Gegenstand einer Kulturpsychologie ist (vgl. z.B. Müller-Freienfels, 1930, S. 32ff.): Der Kulturpsychologe erforscht, wie Menschen durch die Gebilde, die sie in die Welt setzen, sich selbst bilden. Gebilde umfasst dann Institutionen, Organisationen, Städte, technische Geräte, Kunst, Texte, Gesetze, Blumenbeete und so weiter. Und sie reichen von Profanem wie der Einrichtung der Wohnung bis zu Sakralem wie den Ritualen und Gegenständen religiöser Inszenierungen. Menschen können ganze Bereiche ihrer Lebensführung institutionalisieren und dadurch festigen. Sie durchregeln ihr Leben. Schaffen sich ein dichtes Netzwerk an Gebilden, die ihren Lebensvollzug durchgliedern, situativ binden und so geleiten.

Wenn man in der deutschen Sprache der Bedeutungsgeschichte des Wortes Bildung nachspürt, so stößt man u. a. auf die biblische Aussage, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf. Indem die Menschen sich durch das Schaffen von Gebilden selber bilden, erfüllen sie damit dieses ihnen von ihrem Schöpfer verliehene Vermögen. Bildung wird gleichsam zu einem religiösen Auftrag. Auf sie zu verzichten, bedeutet das Vergeuden göttlich mitgegebener Möglichkeiten.

*Menschen sind also Bildner und Gebildete in einer Welt voller Gebilde.* Solche Gebilde sind gegenständlich gewordene Bedeutungen (z.B. Beschilderung einer Straßenverkehrskreuzung), die als semantische Potenziale fungieren können. Sie umfassen rein körperliche (z.B. Verkehrsampel als stabiles Ding) und symbolische Gehalte (z.B. Ampel als Signalgeber). Meist ist beides zugleich gegeben (Müller-Freienfels bezeichnet solche „Artefakte“ als „Auchsymbole“, S. 46). Derartige Gebilde lassen sich umgangsbezüglich spezifisch aktualisieren, um so Bestandteil einer pragmasemantischen Akualkonstellation zu sein. Und dies ist wiederum ein direkter Weltbezug. Ich erinnere (vgl. 2.7.2) an das Beispiel des schreibenden und lesenden Weltbezugs eines Menschen, der einen Text verfasst (oder der schriftlich eine mathematische Gleichung löst oder der an einem Gemälde arbeitet, eine Statue meißelt, einen Kuchen backt und so weiter).



Durch diesen *gebildevermittelten direkten Weltbezug* werden Menschen nicht nur sozial koordinierbar (z.B. zwei Mathematiker arbeiten gemeinsam an einer Wandtafel, um ein mathematisches Problem zu lösen – dazu später mehr), sondern sie können sich auf diese Weise eng und dicht in der gegenständlichen Welt (in der Welt der „außerpersönlichen Tatbestände“, ebd., S. 35) verankern. Potenziell flüchtige und bewegliche Aktualkonstellationen werden so gebunden – nicht nur dinganalog, sondern noch „dichter“, weil geistig spezifischer. Der gebildevermittelte Weltbezug kann sich dabei aber auch so weit verfestigen, dass aus erster Erleichterung spätere Erstarrung wird.

Die bindende und Halt gebende Wirkung kann man beispielsweise an altersdementen Menschen beobachten. Mir wurde folgendes Beispiel berichtet: Eine an Altersdemenz erkrankte Frau wurde in ein Altenheim umgesiedelt. Der Verlust des gewohnten Ambientes erzeugte massive Desorientierung, Hilflosigkeit und Angst. Sie wollte ihr Bett nicht mehr verlassen. Die ihr gewohnten Ordner und Befindlichkeitsanker waren ihr genommen worden. Sich umzuorientieren, war ihr nicht mehr möglich. Erst als Teile ihres Mobiliars, dessen Anordnung im Zimmer, die Fotosammlung auf der Kommode und anderes mehr den alten Gegebenheiten angenähert war, fand sie sich wieder ein wenig zurecht. Sie konnte sich wieder positionieren und in ihrem gewohnten Handeln ausrichten. Sie war wieder bereit, ihr Bett zu verlassen.

Dies Beispiel zeigt im Extrem, dass die Ordnungen, die Menschen ihrem Lebensvollzug geben, hier wohl vor allem die ichlich-situative Bestimmung und deren biographische Einbettung, häufig *gegenständlich verankert* sind, natürlich nicht im Ganzen, sondern in Teilen ihres Leerstellengefüges.

#### Ergänzung

Wie wichtig die gebildevermittelte Verankerung für das Leben von Menschen sein kann, zeigte sich mir auch in einem Interview mit einem Schriftsteller, der in der ehemaligen UdSSR längere Zeit inhaftiert war. Das Schlimmste für ihn war, dass man ihm die Möglichkeit des Schreibens nahm. Papier und Bleistift wurden ihm verwehrt. Sein Bemühen, größere Gedankenzusammenhänge zu erdenken und zu behalten, scheiterte immer wieder. Alles verflüchtigte sich immer wieder. Gelungene Formulierungen musste er immer wieder memorieren. Aber auch dies stieß an Kapazitätsgrenzen.

Eindrücklicher lässt sich die Notwendigkeit der Objektivierung in semantischen Gebilden für bestimmte Formen des Weltbezugs und für die Positionie-

rung und Ausrichtung innerhalb desselben kaum demonstrieren. Das Schreiben und die Schrift sind dabei nicht nur Dokumentationsmittel, sondern auch Gestaltungsgebilde, an denen und mit denen sich Menschen bilden und in der Welt verankern. Dies ist der Grund, warum beispielsweise die Erfindung der Schrift (und später noch des Buchdrucks) die Möglichkeiten symbolischer Befindlichkeitsbestimmungen unheimlich erweitert hat. Der reinen Mündlichkeit sind dagegen ziemlich enge Grenzen gesetzt (vgl. z.B. Diner, 2006, S. 107ff.).

Wenn ich mir vorzustellen versuche, ich müsste die Gedanken und die argumentative Architektur, die ich in diesem Buch ausbreite, ohne schriftliche Objektivierungen vollbringen, so ahne ich, dass mir dies kaum möglich wäre.

### 4.5.3 Mitmenschen als sozialer Ankergrund

Bei den Gebilden als Ankern möglicher Befindlichkeitsbestimmungen wurden Mitmenschen bereits mit ins Spiel gebracht, indem die Möglichkeit gebildevermittelter sozialer Koordinierung angesprochen wurde. Natürlich können Menschen, mit denen jemand zusammenlebt, auch zu unmittelbaren gegenständlichen Ankern von Befindlichkeitsbestimmungen werden. Vertraute zwischenmenschliche Handlungsbezüge (z.B. gemeinsam Frühstück, Gespräche führen, Beisammen-Sein) liefern Anhaltspunkte. Die mitmenschliche Verankerung kann sehr dicht und eng sein. Bei Schapp (1976) findet man den bildhaften Ausdruck „Wir-Verstrickung“, wenn Menschen sich selbst in ihren Beziehungen zu Mitmenschen begreifen und verstehen. Verlieren solche Menschen durch irgendwelche Umstände ihre Partner, so verlieren sie die Anker, die ihrem Lebensvollzug Halt und Ordnung geben.

Beispiele hierfür finden sich bei Menschen, die in hohem Alter einen Lebenspartner verloren haben. Eine Altenpflegerin, mit der ich darüber sprach, sagte, dass man unter solchen Umständen darauf achten müsse, dass der Zurückgebliebene nicht „verwahrlöse“. Nicht nur, dass Begegnungsmöglichkeiten wegfallen, auch der Rhythmus gemeinsamer Lebensvollzüge bricht zusammen.

Mitmenschen geben Halt und liefern Bestand. Sie tun dies als leibliche Wesen. In der phänomenologischen Anthropologie ist der Leib des Anderen dasjenige, worin der Andere sich als im Lebensvollzug stehender Mensch seinen Mitmenschen zeigt. Nur in leibhafter Begegnung erfahren Menschen einander wechselseitig direkt. Auch Sozialpsychologen betonen immer

wieder, dass Mitmenschen das dialektisch notwendige Gegenüber für das Selbstverständnis von Menschen sind. Als solche Gegenüber können viele Menschen fungieren – Eltern, Geschwister, Partner, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Kollegen und so weiter. Mitmenschen sind jedoch nicht nur Anker für ichbezügliche Befindlichkeitsbestimmungen, sondern auch für themabezügliche. Geht man gedanklich die unterschiedenen Ordnungsgeber nacheinander durch, so findet sich wohl keiner, bei welchem nicht auch Mitmenschen die eine oder andere thematische Leerstelle in einer Weise besetzen können, die als gegenständliche Verankerung dienen kann. Solche Verankerungen sind vor allem da möglich, wo Menschen ihre Mitmenschen als leiblich handelnde direkt-partizipativ erfahren. Zwar mögen Mitmenschen auch als Vorstellungsgrößen in Befindlichkeitsbestimmungen eingeschlossen sein (z.B. als Bezugsgruppenmitglieder), doch, wie das gerade gegebene Beispiel eines alten Menschen zeigt, sind gegenständlich zuhandene Mitmenschen wirkräftiger und verlässlicher. Dies gilt vermehrt noch, wenn in die zwischenmenschliche Interaktion dingliche (oder symbolische) Größen mit eingebunden sind. Dann nämlich gilt: „An object is intersubjective when it is known by several subjects in the same way – that is, when it is a shared experience. The object is known to a number of subjects not as an idea, but as a concrete thing. There is a relation between body-subject and the thing (object); thus ‘intersubjective’ means ‘common to body subjects’” (Barral, 1993, S. 158).

Hier wird abermals deutlich, wie wichtig es ist, partizipationstheoretisch zu denken, um solche Unterschiede und Zusammenhänge deutlich fassen zu können. Eine repräsentationstheoretische Inwendisierung der mitmenschlichen Umgebung (z.B. als „social cognition“) leistet dies nicht. Verankerungen, so wie sie hier angesprochen werden, sind gegenständlich direkt gemeint und können *nur so* als Anker fungieren.

#### Ergänzung

Mit dieser Ergänzung möchte ich wieder einer möglichen Fehldeutung vorbeugen. Die in den drei vorangegangenen Abschnitten vorgenommene Trennung zwischen verschiedenen gegenständlichen Bereichen der Verankerung von Befindlichkeitsbestimmungen entspringt der Absicht, unterschiedliche Möglichkeiten der Verankerung herauszustellen. Im gewöhnlichen Lebensvollzug mischen und durchdringen sich die verschiedenen Varianten gegenständlicher Verankerung.

Sehr deutlich lässt sich dies am *leiblichen Sein* der Menschen erläutern. Dieses dient nicht nur, wie oben angeführt, der räumlichen Positionierung und Ausrichtung, sondern auch der symbolischen und der sozialen Verankerung von Befindlichkeiten. Der Leib dient nicht nur dazu, dass Menschen sich ding- und leibfest räumlich positionieren und ausrichten können, vielmehr gilt zusätzlich: „(T)he body is a key expressive medium and, in its material aspect, the basis upon which we symbolize our relationship to the world of which we are a part“ (Radley, 1995, S. 4).

So ist der Leib ein bedeutsames Material vielfältiger Bildearbeit. Das „body-building“ durch Leibesübung wird schon nominal nahe gelegt. Der Leib des Menschen ist ein höchst gestaltbares Etwas: Frisieren, Bartracht, Schminken, Einduften, Bekleiden, Verdecken und Entblößen, chirurgisches Modellieren, Zahnersatz, leibliches Gehabe und so weiter („body ... as a sign vehicle“, ebd.). Vermutlich ist es ein Merkmal menschlicher Lebensführung, den Leib als etwas zu betrachten, wodurch man sich symbolisch äußern und gegenständig fixieren kann. Wichtige Gefühle (vom Stolz und der Hoffart über die Peinlichkeit und die Scham bis hin zur erlittenen Demütigung) hängen für manche Menschen mit der Erscheinung ihres Leibes zusammen.

Hier kommen offenkundig auch Mitmenschen ins Spiel. Prototypisch sind Evas und Adams Scham als sie nach dem Biss in die verbotene Frucht bemerkten, dass sie nackt waren. Auch die soziale Verankerung der Befindlichkeitsbestimmungen eines Menschen ist durch und durch leiblich vermittelt. Es gibt Menschen, denen es ein Alptraum ist, sich vorzustellen, sie müssten ungestylt unter Menschen gehen, vor allem unter solche, die sie gut kennen und die für sie Bezugspartner gegenständlicher Verankerung sind.

Fazit: Menschen leben stets *zugleich* räumlich, symbolisch und sozial eingebunden. Es ist dies eine gegenständig-partizipative Einbindung, und zwar eine, die als gegenständlicher Anker dienen kann. An der leiblichen Existenz der Menschen lässt sich dieses „Zugleich“ gut demonstrieren.

#### 4.6 Ichbezug als verweisungsnotwendige Mitgegebenheit

Alle Rede von Befindlichkeit, von Permanenz setzt bestimmungsnötig eine Bezugsgröße voraus, die sich irgendwie irgendwo befindet, die in irgendeiner Weise permanent ist. Von Pragmasemantik zu reden, setzt eine handelnde Vollzugsinstanz voraus. Von Umgebung zu reden, setzt ein

Umgebbares voraus. Mitmenschen setzen etwas voraus, mit dem Mitmenschen erst zu solchen werden. Und so ließe sich fordernd fortfahren. Das Ich, das bei alledem als geforderte Mitgegebenheit hervortritt, ist ein eingeleibtes Ich, eines das handeln kann, das behandeln kann, dem Gegenstände entgegenstehen. Wie die Leerstelle „Ich“ (als ein Platzhalter in dem Leerstellengefüge einer Aktualkonstellation) jeweils inhaltlich spezifiziert ist, das mag durchaus variieren. Das beim Holzhacken spezifizierte Ich mag ein anderes sein als das Schach spielende. *Aber irgendein Ich-Bezug ist wohl stets mitgegeben.*

Abermals sei an Lipps' (1897) Feststellung erinnert, dass die Beziehung auf ein Ich einen wesentlichen Bestandteil des phänomenalen Bewusstseins ausmacht. Phänographische Begriffe wie Intention, Perspektive, Horizont sind ohne Ichbezug sinnentleert. Abermals sei auch hier angefügt, dass solche Aussagen keinerlei „metaphysischer“ Zugabe bedürfen. Man braucht aus dem Ich also keine autonome Wesenheit zu machen (kein „Ich“ im Sinne Sigmund Freuds, kein „Willenszentrum“ im Sinne C.G. Jungs und keine andere Hypostasierung). Das Ich ist nichts als eine *Bezugsgröße*, die Befindlichkeitsbestimmungen ermöglicht. Aber als solche Größe ist sie eine verweisungsstrukturelle Kerngröße.

Fazit: Zum minimalistischen Begriffsinventar einer semantischen Theorie, die die explizierten pragmasemantischen Lebensvollzüge und deren Ordnungen erfassen will, gehört eine konstellative Größe, die als Ichbezug fungieren kann. Diese Feststellung ist schlicht und wäre kaum erwähnenswert, überforderte sie nicht die allermeisten psychologischen und soziologischen Theorien menschlichen Handelns. In diesen Theorien tauchen zwar Größen wie Selbst, Ich, Identität und dergleichen zuhauf auf, aber die jederzeitige unspektakuläre Mitgegebenheit eines Ichbezugs, der all dem konstitutiv vorausgeht, findet in ihnen keinen theoretischen Platz. Dieser notwendig mitgegebene Ichbezug darf nicht mit semantischen Größen verwechselt werden, in denen der Handelnde sich selbst vergegenständlicht und zum Behandelten macht. Etwa indem er darüber nachdenkt, was er tun müsse, um eine höhere soziale Anerkennung zu erfahren. *Mit Ichbezug ist hier eine strukturelle Eigenart gelebter Aktualkonstellationen gemeint und nicht ein abgrenzbarer Bestandteil innerhalb derselben.* Wie oben erläutert, kann diese strukturelle Eigenart (innerhalb ichbezüglicher Befindlichkeitsbestimmungen) inhaltlich unterschiedlich spezifiziert sein. Das Ich als Bezugsgröße ist dabei dann keine gleichsam punktuelle Größe, sondern eine z.B. ichlich-

situativ so und so daseiende. Das Ich lässt sich nicht entkontextualisieren und irgendwie „rein“ darstellen (Nichts im Reich der Semantik kann „rein“ gegeben sein; alles erhält seine Eigenschaften in Verweisungsbezügen).

In Schapps (1953/1976) narrativer Phänomenologie heißt es, dass das Ich stets als irgendwie geschichtenförmig verstricktes da ist, aber irgendwie muss es da sein. *Das Ich hat nicht Geschichten, sondern es existiert in Geschichten.* Es gibt kein außergeschichtenliches Ich, das Geschichten irgendwie für sich inszeniert, um dann darin irgendwie zu hausen.

### Exkurs

In der Theorie der symbolischen Selbstergänzung (Wicklund & Gollwitzer, 1985) kommen einige der hier unterschiedenen semantischen Größen und Zusammenhänge zwischen diesen zur Sprache. Die Größe Ich spielt insofern eine Rolle, als die Theorie davon ausgeht, dass Menschen sich selbst (hier nun allerdings reflexiv) als Bezugsgrößen denken. Die Beschaffenheit dieser Größe, so wird unterstellt, wird nicht direkt inwendig erschlossen, sondern (und darauf will ich hier hinaus) vermittelt über externe Größen, die als Indikatoren dienen. Solche Indikatoren werden als „Symbole“ bezeichnet. Symbole zeigen also an, wer man ist. Dass diese Symbole als solche sozial anerkannt und auch zur Kenntnis genommen werden müssen, um als Indikatoren dienen zu können, ist hier jetzt nicht wichtig. Von Interesse ist hier, welche gegenständlicher Art diese Symbole sein können: Es können dingliche Symbole (z.B. Besitz irgendwelcher Güter) sein. Es können institutionelle Symbole (z.B. eine bestimmte Position innehaben) sein. Und es können Selbstberichte (z.B. Bericht über eine vollbrachte Leistung), die man Mitmenschen erzählt, sein.

Einschlägig ist diese Theorie, weil auch in ihr jene Größen hervorgehoben werden, die hier als Möglichkeiten der Verankerung ichbezoglicher Befindlichkeitsbestimmungen eingeführt worden sind: Dinge, Gebilde und Mitmenschen. Und auch in der Theorie der symbolischen Selbstergänzung werden diese Größen nicht „inwendisiert“ (z.B. als Repräsentationen), sondern sie bleiben „draußen“ im gegenständlichen Raum zwischen den Menschen. Es handelt sich bei ihnen um objektive semantische Größen, die partizipations-tauglich sind.

#### 4.7 Mensch als Aktual- und als Potenzialgegebenheit

Hier greife ich die gegenständliche Setzung auf (vgl. 2.4), der Mensch sei eine aktualisierte Konstellation semantischer Einheiten in einem Raum optional aktualisierbarer Potenziale. Diese Setzung ist konkludent, wenn man sich Folgendes klarmacht:

Der partizipativ-weltbezogen lebende Mensch muss, um als solcher leben zu können, partizipationsbefähigt sein. Er muss handlungsbezüglich Gegenständen gegenüber erfahrungsfähig sein. Er muss diesbezüglich empfindsam sein oder sich empfindsam machen können. Er muss, um ein Bild Gibsons (1979) zu gebrauchen, mitschwingungsfähig sein mit den Schwingungen der ihn umgebenden Größen. All dies setzt voraus, dass der Mensch über aktualisierbarer Potenziale verfügt, die sich durch partizipative Weltbezüge anregen lassen. Nur wenn das der Fall ist, kann der Mensch sich gegenständlich verankern (leiblich, dinglich, symbolisch, mitmenschlich).

Und ein weiteres Potenzial braucht der Mensch, das Potenzial, Aktualkonstellationen als solche präsent zu halten, im Zustand des Aktualisiertseins. Das wäre dann ein Vollzugspotenzial – hier: ein Potenzial, Bestandteile gelebter Aktualkonstellationen simultan kopräsent zu halten.

Wenn ich die oben getroffene Unterscheidung zwischen Vollzugs- und Materialpotenzialen aufgreife, dann sind *Ordnungsgeber aktualisierbare Materialpotenziale*, die als aktualisierte Mitgegebenheiten Aktualkonstellationen vertikal und horizontal in einer Weise ordnen, die dem phänomenalen In-der-Welt-Sein von Menschen strukturell entspricht. Und ihr Einsatz bedarf bestimmter Vollzugspotenziale, etwa jenes des *simultanen Präsenthaltens* aktualisierter Größen.

Störungen von Befindlichkeitsbestimmungen können somit zweierlei potenzialbezügliche Ursachen haben: (a) Das Fehlen entsprechender Materialpotenziale (z.B. das Fehlen objektivierungstauglichen Gebildematerials). (b) Das Fehlen bestimmter Vollzugspotenziale (z.B. verengte Kapazität der Simultanpräsenz).

#### 4.8 Formale Varianten des Mitgebenseins von Ordnungen

Von Beginn an wird in diesem Buch das Vorverständnis der Leser in Anspruch genommen. So wurde der Leser aufgefordert, sich vorzustellen, was es für ihn bedeutete, fehlten ihm bestimmte Mitgegebenheiten, etwa solche, die ichbezügliche

Permanenz stiften. Zurück bliebe, so wurde gesagt, ein ziemlich desorientierter Mensch. Damit wurde die Notwendigkeit begründet, sich über solche Mitgegebenheiten Gedanken machen zu müssen. Auch im Folgenden werde ich wiederum auf solche Vorverständnisse zurückgreifen müssen.

Es geht nun weiterhin um Mitgegebenheiten, nun aber nicht um deren Inhalte, sondern um den *formalen Status des Mitgebenseins*. Es gibt, so werde ich erläutern, verschiedene Möglichkeiten, diesen zu fassen. Zunächst sei aber etwas, das allen formalen Varianten *gemeinsam* ist, vorgestellt.

Von Mitgegebenheiten zu reden, ergibt nur Sinn, wenn es etwas gibt, das ein „mit“ zulässt: Gegeben ist also stets irgendein X, dem ein Y mitgegeben ist. Hinzu kommt hier, dass X und Y sich zueinander bestimmungskomplementär verhalten. Das heißt: Das X ist nur dank Y das X, das es ist. Und Y ist nur dank X das Y, das es ist. Da das gegebene X und das mitgegebene Y Bestandteile gelebter Aktualkonstellationen sind, sind sie lebensvollzöglich zugleich gegeben.

An dieser Stelle lässt sich wiederum zeigen, warum es notwendig ist, den Lebensvollzug eines Menschen als eine Abfolge *kopräsentier semantischer Aktualkonstellationen* (vgl. 2.6) zu fassen, denn nur dann ist die formale Voraussetzung für die Unterbringung irgendwelcher (zugleich gegebener) Mitgegebenheiten vorhanden. Nur Aktualkonstellationen können in einer Weise artikuliert und strukturiert sein, die es möglich macht, X und Y zugleich unterzubringen und in ein Verhältnis des Mitgebenseins zueinander zu setzen.

Unter diesem allgemeinen Bestimmungsdach lassen sich nun aber noch verschiedene formale Varianten des Mitgebenseins unterscheiden.

*Figur-Grund-Variante:* X ist die Figur und Y ist der Grund. Als einen denkbaren Simultanordner habe ich diese formale Mitgebenseinsvariante bereits vorgestellt (vgl. 3.1.2). Man kann diese komplementäre Differenz aus ihrem besonderen (wahrnehmungspsychologischen) Denkbereich herauslösen. Für Lakoff & Johnson (1999) ist die Figur-Grund-Unterscheidung grundlegend für jeden semantischen Weltbezug („For human concepts, figure-ground distinctions are crucial“; S. 198).

Bei solchen Verallgemeinerungen sollte man allerdings ein Strukturmerkmal dieser Differenz nicht vergessen. Dieses zeigt sich besonders deutlich, wenn man sich daran erinnert, woher diese Differenz stammt: aus der Wahrnehmungspsychologie. Die Figur hebt sich von dem Grund ab und dieser läuft gleichsam hinter dieser durch.



Fasst man das Mitgegebenesein formal als Grund, so sollte man klären, ob es sinnvoll ist, dieses konstitutive Strukturmerkmal des hintergründigen Durchlaufens zu setzen.

*Feldvariante:* Fasst man das X ist einen Bestandteil eines semantischen Feldes Y, so gibt es keinen durchlaufenden Hintergrund, sondern einen einbettenden Zusammenhang. Das X wird zu dem X, das es ist, dank seiner Stellung in einem Feld Y, bestehend hier aus anderen semantischen Größen. So wird etwa eine Handlung X zu eben dieser nur dank ihrer Einbettung in Y-Größen wie z.B. Ziele, Einschätzungen, Erwartungen und so weiter.

Ein Strukturmerkmal der Feldvariante ist es, dass das Feld in Gänze als mitgegebenes da sein muss, um als Feld fungieren zu können. Ein Feld kann nicht offen sein. Denken wir beispielsweise an Kurt Lewins (1951) Übertragung des physikalischen Feldbegriffs auf das, was er Lebensraum nennt. Dieser Lebensraum ist klar gegenüber einer Umwelt abgegrenzt. Und die Grenze ist für den Lebensraum konstitutiv.

*Rahmenvariante:* Das X ist eine Größe, die durch einen Rahmen Y, in den sie gestellt ist, ihre besondere Bedeutung erhält. Ich will zwei vorliegende Denkbeispiele geben. Die subsumtionshierarchische Einkastelung einer Partialhandlung (z.B. Schuhe anziehen) in einen umfassenden Handlungsplan (z.B. Verreisen), wie es das TOTE-Modell von Miller, Galanter & Pribram (1960) vorsieht, mag eine beispielhafte Spezifizierung sein. Eine andere liefert Hochschild (1979). Sie spricht von „frames“ (z.B. Fußballweltmeisterschaft), die festlegen, zu welcher einer sozialen Situation (z.B. hoch kompetitives und emotionsgeladenes Spiel zwischen England und Deutschland) ein Aufeinandertreffen zweier Fußballmannschaften gerät (ein anderer Rahmen wäre z.B. ein Benefizspiel, veranstaltet von der Unicef).

Strukturmerkmal auch dieser Variante ist, dass das, was den Rahmen ausmacht, ausformuliert existent sein muss, um seine Funktion erfüllen zu können. Ein einschließender Rahmen muss geschlossen sein, um einschließen zu können.

*Ausläufervariante:* Die Größe X stellt gleichsam die Mitte dar und die Größe Y sind Ausläufer, die von ihr ausgehen und sie so zur Mitte machen. In geographischer Analogie mag man von einem Standort und dessen Horizont sprechen. So wird der Begriff des Horizonts von phänographisch orientierten Forschern gerne benutzt, um einen wichtigen Aspekt phänomenalen In-der-Welt-Seins zu betonen. In der narrativen Phänomenologie Wilhelm Schappes

(1953/1976) finden wir folgende Darlegungen: Zunächst stellt Schapp fest, dass Menschen stets in Geschichten leben. Die formale Struktur der (erzählbaren, d.h. Zahlen gleich anordenbaren) Geschichte ist die Ordnung, die menschlichem Dasein jederzeit Sinn verleiht. Und dann heißt es: „(D)ie Geschichte (ist) der letzte in sich verständliche Teil eines mit ihm auftauchenden ungeschlossenen Ganzen, welcher die Frage nach Verstehbarkeit mit sich führt“ (S. 146). Was für das Verstehen anderer gilt, gilt auch für das Selbstverstehen.

Das hier wichtige Strukturmerkmal der Ausläufervariante ist das der Ungeschlossenheit, das Auslaufen in eine Offenheit, die als prinzipiell schließbare gilt, aber in der aktuellen Lebenslage nicht geschlossen zu sein braucht, um die Lebensmitte sinnvoll zu machen.

Die Ausläufervariante ist ein Strukturmodell, welches es gestattet, weitere Spezifizierungen einzuführen. Ich will ein paar Beispiele geben. Mitgegebene Ordnungen können mehr oder weniger *artikulationsreich* sein. Sie können mehr oder weniger weit *erstreckt* sein. Sie können mehr oder weniger *scharf* sein (sie können sogar gleichsam ins Schemenhafte auslaufen). Sie können mehr oder weniger *konkret* sein. Und dergleichen mehr.

Einige der oben (von 3.1 bis 3.4) unterschiedenen Ordnungsgeber mögen sich als Mitgegebenheiten, die der Form der Ausläufervariante folgen, fassen lassen. Dies ließe sich auch problemlos mit der Auffassung vereinbaren, dass Ordnungsgeber als Leerstellengefüge formuliert werden können (vgl. 4.4). Die Ausläufervariante wäre dann eine Spezifikation eines Leerstellengefüges, in welchem sich sowohl Mitte wie auch Ausläufer markieren lassen.

Mit der Darstellung der vier formalen Varianten des Mitgegebenseins will ich hier nicht Probleme lösen, sondern erläutern, und ich will Denkmöglichkeiten anbieten. Im Rahmen des Denkmöglichen bewege ich mich auch, wenn ich sage, dass man sich vermutlich nicht zwischen den verschiedenen Varianten des Mitgegebenseins von Ordnungen entscheiden muss. Es könnte ja durchaus sein, dass sich zeigt, dass die eine Variante dazu taugt, die eine Ordnungsmitgift zu fassen, und eine andere Variante erweist sich bei einer anderen Ordnung als erfassungstauglich. So mögen etwa themabezügliche Permanenzordner eher als Rahmenstruktur fassbar sein, wogegen etwa biographisch-einbettende Ordnungen eher der Ausläuferstruktur gehorchen. Oder die Figur-Grund-Struktur mag Präsenz ordnen, wogegen die Feldstruktur Vorhaben gliedert und fügt. Zudem mag es zwischenmenschliche Unterschiede geben, was zu kommunikativen Schwierigkeiten führen kann.

Der eine grenzt ein Thema rahmenhaft ab, der andere ausläuferhaft. Für ersteren kommt letzterer stets vom Hölzchen aufs Klötzchen; für letzteren ist ersterer völlig engstirnig und unkreativ.

Es fehlt hier nicht nur an begrifflicher und an theoretischer Arbeit, sondern es fehlt auch noch an empirischer Arbeit. Hypothesen dafür lassen sich zuhauf ausdenken. Ein Beispiel: Rahmenhafte Strukturen (z.B. themabezüglige Befindlichkeitsbestimmungen) sind vermutlich viel störungsanfälliger als Ausläuferstrukturen (z.B. ichbezüglige Befindlichkeitsbestimmungen). Frage: Zeigt sich dies in Belastungssituationen? Zerfallen zuerst die themabezügligen Ordnungsstrukturen? Beim Fortschreiten einer Demenzerkrankung sind es themabezüglige Befindlichkeitsbestimmungen, die als erste aufweichen. Erst im weit fortgeschrittenen Stadium zerfallen auch ichbezüglige.

#### **4.9 Funktionale Betrachtung der Ordnungsgeber**

Funktionale Betrachtungen sind voraussetzungshaltig. Es wird vorausgesetzt, dass es einen in sich relativ abgeschlossenen Kausalzusammenhang gibt. Die Bestandteile dieses Zusammenhangs stehen untereinander in einem kausalen Beeinflussungs- und Erhaltungsverhältnis. Betrachtet man eine Einheit dieses Zusammenhangs funktional, dann sucht man nach der Stellung dieser Einheit in diesem Zusammenhang und nach der (kausalen) Rolle, die sie darin spielt. Die Stellung und die Rolle, die eine Einheit in einem Zusammenhang einnimmt und spielt, macht die *funktionale Bedeutung* einer Einheit aus. Vorausgesetzt wird bei funktionalen Erklärungen, dass sie sich (prinzipiell) sequenziell (nicht notwendigerweise linear) kausalisieren lassen – auch wenn dies im Einzelfall oft nicht vorgeführt wird.

Wenn man die explizierten Ordnungsgeber funktional betrachtet, so fragt man nach ihrer Stellung und nach ihrer Rolle in abgrenzbaren Zusammenhängen, die sich selbst erhaltend funktionieren. Hier stehen, wie oben dargestellt (vgl. 2.5), zwei Arten von Zusammenhängen zur Wahl: individual- oder sozialsemantische Verweisungszusammenhänge.

##### **4.9.1 Ordnungsgeber in individualemantischen Zusammenhängen**

Welche Funktionen leisten Ordnungsgeber in den Lebensvollzügen *einzelner Menschen*? Menschen existieren in jedem Moment als Aktualkonstellation. Ihr Lebensvollzug ist eine unablässige Abfolge solcher Konstellationen.

Versucht man diese Abfolge aus der Perspektive der dritten Person zu charakterisieren, so fallen einem einige Begriffe ein:

- *fluidal*: die Abfolge besteht nicht aus segmentierbaren Scheiben, sondern aus gleichsam fließenden Übergängen. Die Aktualkonstellationen wandeln sich kontinuierlich. Dabei lassen sich thematische Stränge des Wandels, des Ineinander-Übergehens unterscheiden. Manches wandelt sich stärker, anderes weniger, manches ist recht beharrlich.
- *zentriert*: die Aktualkonstellationen sind jeweils um jene Instanz zentriert, die als handelnde Größe fungiert. Diese Instanz ist das Ich, welches handelt. Das Ich ist dabei eine Bezugsgröße innerhalb der Aktualkonstellation. Nur als solche ist es da.
- *permanent*: diese jeweils pragmasemantisch spezifizierte Ich-Instanz erfährt sich in dem Dahinfließen des Lebensvollzugs als permanent. Das Ich lebt in permanenter Ich-Gewissheit.
- *stabil*: die permanente Ich-Gewissheit gibt dem Lebensvollzug eines Menschen Stabilität. Es ist diese Stabilität, die einen Menschen überhaupt erst in partizipativer Weise an einer gegenständlichen Umgebung teilhaben lässt.

Wenn man sich diese tentative Charakterisierung anschaut, so fragt man sich, wie sie zustande kommt. Was verhindert, dass der Lebensstrom eines Menschen gestaltlos dahin fließt oder uferlos zerfließt? *Wie gelingt es Menschen im Strom des Wandels, zentriert, permanent und stabil zu leben?* Und all dies gelingt ihm laufend, rasch, unaufwendig – gleichsam instantan. Eine Antwort könnte lauten: Dies leisten die oben explizierten Ordnungsgeber. Sie zentrieren die Aktualkonstellationen. Sie halten sie zusammen. Sie liefern Permanenz. Sie geben gegenstandssetzende Stabilität. Ohne das stete Mitgegebensein all dieser Ordner verlöre der Lebensstrom seine charakteristische Gestalt. *Die Ordner schaffen einen lebbar Kosmos.* Sie verhindern ein gestaltloses Zerfließen oder ein punktuell Zusammenknurren der Lebensbezüge.

Die oben unterschiedenen Ordner und Befindlichkeitsbestimmer liefern dabei durchaus unterschiedliche Permanenzen und Stabilitäten. Die biographisch-einbettenden Befindlichkeitsbestimmer liefern lebensgeschichtliche Positionierung und Ausrichtung, so dass übersituative Sinnhorizonte entworfen und gelebt werden können. Die themabezüglichen Befindlichkeitsbestimmer liefern etwa vorhabenbezogene Positionierung und Ausrichtung.

Wobei die vorhabenbezügliche Bestimmung in die biographiebezügliche eingereiht werden mag. Die ichlich-situative Einordnung ist beiden anderen gegenüber vorgängig. Sie liefert den Gliederungs- und Verweisungskern jeder pragmasemantischen Ordnung, weil sich in ihr die Handlungsinstanz als solche erst erfährt und damit überhaupt erst handlungs- und umgebungs-fähig wird. Entzöge man dem Menschen die befindlichkeitsliefernden Ordnungsgeber, so verlöre sein semantisch entworfener Lebensvollzug all jener Strukturen, die seinen phänomenalen Lebensvollzug auszeichnen. Psychiatrische Etiketten wie Ideenflucht, Zerstreutheit, Verworrenheit (Amentia), Unzurechnungsfähigkeit, Ich-Verlust erschienen dann angemessen.

Wie oben (vgl. 3.5) erläutert, *oszilliert* und *fluktuiert* der Einsatz der verschiedenen Ordner: Mal wird eine Handlung lokal (z.B. taktisch), mal wird sie global (z.B. strategisch) positioniert. Dann wieder wird ein lebensgeschichtlicher Bezug hergestellt. Innerhalb desselben besagen themabezügliche Ordner, was zur Lebensgeschichte gehört und was nicht. Immer wieder werden zwischendurch ichlich-situative Bezüge aktualisiert und so weiter. Dieses nimmermüde Pendeln zwischen verschiedenen Befindlichkeitsbestimmungen nach Maßgabe jeweils maßgebender Ordnungen erweist sich jedoch nicht als ein kunterbuntes Hin-und-her-Springen zwischen unterschiedlichen Positionierungen, es trägt vielmehr zur Festigung einer Positionierung bei, indem es eine Positionierung durch unterschiedliche Verweisungsbezüge anreichert. Indem beispielsweise eine Handlung mal lokal und mal global eingeordnet wird (oszillieren), indem sie mal ich- und mal themabezüglich eingeordnet wird (fluktuiieren), kann es zu einer Festigung eben dieser Handlung kommen, weil die Verweisungs-dichte, in die sie einbezogen ist, zunimmt und damit auch ihre Stabilität. So wird die pragmasemantische Zentrierung einer Aktualkonstellation zu einem durchtragenden, permanenzliefernden Strang. Man kann vielleicht sagen, dass das, was den Menschen in seinem Lebensvollzug so schwer fassbar und fixierbar macht, eben das ist, was ihn als Handelnden lebensstüchtig macht.

Eine spannende Folgefrage fragt nach dem Takt (dem Puls oder dem Rhythmus) des Pendelns zwischen verschiedenen Befindlichkeitsbestimmungen. Gibt es diesbezügliche Unterschiede, die individualfunktional aufschlussreich sind? Manche meditativen Übungen kann man ja dahingehend charakterisieren, dass sie ein Pendeln minimieren, ja, schließlich sogar beenden wollen, durch Konzentration auf Eines. Im Gelingenfall soll dies zu Ich-Auflösung in einer gleichsam lichten Leere führen, was dann hieße, dass die pragmasemantische Ordnung ausgelöscht wäre. Man verabschiedet

sich aus der pragmasemantischen Welt (ob man damit in eine Realität vorstößt, die die pragmatische übersteigt, wie manche Mystiker meinen, sei hier dahingestellt). Man kann in dem meditativen Stillstellen und Auslöschen einen Beleg gleichsam ex negatione für die individualfunktionale Bedeutung des Pendelns zwischen verschiedenen Befindlichkeitsbestimmungen für die pragmasemantische Positionierung und Ausrichtung und für die damit einhergehende Lebenstüchtigkeit sehen.

Wenn man dieses Pendeln zwischen verschiedenen Ordnern individualfunktional in den Blick nimmt und sich dabei die jeweiligen Befindlichkeitsbestimmungen vergegenwärtigt, so wird man auf eine Unterscheidung verwiesen, die oben (vgl. 3.3.1.2) bereits deskriptiv erläutert worden ist: Ichbezügliche Permanenzordner unterscheiden sich von themabezüglichen Permanenzordnern nicht nur bezüglich der Inhalte ihrer Ordnungsraster, sondern auch bezüglich der Art und Weise ihres Durchlebtwerdens. Themabezügliche Befindlichkeitsbestimmungen können (als Möglichkeitsform) „kalt“, geradezu distanziert-beobachtend, vollzogen werden. Dies ist bei ichbezüglichen Befindlichkeitsbestimmungen schwieriger. Ich erinnere an das oben zitierte Interview mit einem Mann, der an einer biographischen Amnesie litt. Man kann dem entnehmen, dass ichbezügliche Befindlichkeitsbestimmungen, hier waren es vor allem solche biographisch-einbettender Art, nicht „kalt“ zur Kenntnis genommen werden können, sie werden vielmehr innerwerdend durchlebt und können nur als solche fungieren. Man wird sie gleichsam spüren, denn ichbezügliches Positionieren und Ausrichten geht oft mit selbstbezüglichen Emotionen (z.B. mit Stolz, mit Scham, mit Schuldgefühlen) einher. Es werden mithin nicht nur orientierende Funktionen angesprochen, sondern auch Funktionen, welche Qualitäten des Selbstbildes als regulative Größen enthalten können. Ich will hier das innerwerdende und das beobachtende Durchleben von Einordnungen und Befindlichkeitsbestimmungen nicht einander ausschließend gegenüberstellen. Mir geht es um das Ansprechen unterschiedlicher Anteile und Beiträge semantischer Größen, die ich individualfunktional für beachtenswert erachte.

Wenn man solche Überlegungen anstellt und sie nicht für abwegig hält, dann wird verständlich, warum ich sage, dass die oben explizierten Ordnungsgeber und die durch sie ermöglichten Befindlichkeitsbestimmungen für den Erhalt der oben gleichfalls genannten Eigenarten individueller pragmasemantischer Lebensführung essenziell sind. Zwar wurden die Ordner lediglich als Mitgegebenheiten eingeführt, *doch ohne diese Mitgegebenheiten verlöre der menschliche Lebensvollzug das, was ihn zu einem menschlichen*

*macht*. Wenn ich dies sage, so stimme ich überein mit jenen philosophischen Anthropologen (vgl. z.B. Landmann, 1955), die es als ein Wesensmerkmal des Menschseins betrachten, dass Menschen um sich selbst als Lebenseinheiten wissen bzw. sich dessen stets vergewissern können. Das „innere Gespräch“ (Grondin, 2006, S. 7) kann dabei ein wichtiges Medium der Selbstvergewisserung sein. Allerdings beschert den Menschen dieses semantische Potenzial der Selbstvergegenständlichung, der Selbstbesinnung und der Selbstvergewisserung auch vielfältige ichbezügliche Fragen, bis hin zu der Letzten: Was wird aus mir, wenn ich sterbe? Nur selbstvergewisserungsfähige Wesen können sich diese Frage stellen. Und sie stellt sich ihnen vor allem eingedenk ihrer Leiblichkeit, die ihnen nicht nur Lust und Freude bereiten kann, sondern auch Schmerz, Krankheit und das Bewusstsein der Sterblichkeit.

#### Ergänzung

Die so genannte „terror management theory“ (vgl. z.B. Goldenberg u.a., 2000) geht davon aus, dass es Menschen unangenehm ist, sich ihrer Sterblichkeit bewusst zu sein (es ist diese „mortality salience“, die als „terror“ erlebt wird) und dass sie sich deshalb vielerlei Mühen unterziehen, das Sterblichkeitsbewusstsein so zu „managen“, dass es seinen Schrecken verliert. Der mittelalterlich-kirchliche Besinnungsaufruf „memento mori“ („bedenke, dass Du sterben musst“) wäre demnach ein Aufruf, sich eine Seite des Menschseins zu vergegenwärtigen, die man eher „wegzumanagen“ geneigt sein sollte. Doch, so berichtet uns die „terror-management“-Forschung, der Möglichkeiten („buffer“), dies zu bewerkstelligen, gibt es jede Menge. Eine davon besteht in der Aufnahme rettender Jenseitsvorstellungen (vgl. 3.3.4). Solche zu liefern, sieht sich die Kirche aufgerufen. Aus der Mahnung „memento mori“ kann so gesehen, gleichsam unter der Hand, eine geschickte Marketingstrategie der Kirche werden. Und zwar eine, welche die Selbstvergewisserungsfähigkeit der Menschen nutzt und zu ichbezüglicher Befindlichkeitsbestimmung aufruft.

Wenn es richtig ist, dass Menschen selbstvergewisserungsfähige Wesen sind, und wenn es richtig ist, dass die unterschiedenen Ordner und deren Befindlichkeitsbestimmungsmöglichkeiten notwendige Selbstvergewisserungsgrundlagen liefern, dann wird vielleicht verständlich, warum ich es als einen wesentlichen Mangel geläufiger kognitionsbegrifflich angelegter Handlungstheorien ansehe, dass sie diesem konstitutiven Merkmal menschlichen

Lebensvollzugs keinen gegenständlichen Ort einräumen. Aus existenzphilosophischer Warte betrachtet ließe sich der Mangel sogar als einer charakterisieren, der den Menschen die Möglichkeit des Menschseins vorenthält.

#### **4.9.2 Ordnungsgeber in sozialsemantischen Zusammenhängen**

In sozialfunktionaler Betrachtung wird gefragt, welche Funktion Ordnungsgebern in interaktiven zwischenmenschlichen Lebenszusammenhängen zukommt. Damit Menschen so handeln, dass ihre jeweiligen Handlungen untereinander koordinierbar sind, müssen sie über geeignete Handlungsbereitschaften, genannt Habitus, verfügen. Die „innere“ Verfassung der Dispositionen muss der „äußeren“ Verfassung des Interaktionsgeschehens gemäß sein. Der Habitus besteht also aus aktualisierbaren semantischen Potenzialen (z.B. aus dem Wollen, dem Wissen und dem Können eines Straßenverkehrsteilnehmers). Auch Ordnungsgeber und durch sie ermöglichte Befindlichkeitsbestimmungen mögen Bestandteile interaktiver Handlungszusammenhänge sein und dabei eine wichtige Funktion erfüllen. Sie gehören dann zum Habitus eines interaktionstüchtigen Teilnehmers an einer bestimmten Sozialpraxis.

Dies sei an einem Beispiel erläutert: Wie wichtig diese Funktion, die Ordnungsgeber erfüllen, ist, das hat jeder einmal an sich erfahren, der erleben musste, wie ein umgänglicher Mensch im Verlaufe einer Demenzerkrankung nach und nach seine gewohnte Umgänglichkeit verliert, bis hin zum Verlust seiner Ansprechbarkeit als Person. Es beginnt damit, dass Kongruenzordner verloren gehen. Sie sind die Voraussetzung dafür, jemanden argumentativ beeinflussen und entsprechend mit ihm interagieren zu können. Es folgt der Verlust themabezüglicher Ordnungsgeber. Die Folge ist, dass Gesprächs- und Handlungszusammenhänge assoziativ zerließen. Vorhabenbezogenes Interagieren wird unmöglich. Eine gewisse Zeit lang ist es hilfreich, sich mit direkt zugänglichen dinglichen Potenzialen partizipativ zu vergemeinschaften (z.B. mit den Utensilien des „Mensch-ärgere-Dich-nicht“-Spiels). So kann ein gemeinschaftliches Vorhaben noch etwas länger gehalten werden als ein rein gedanklich thematisiertes. Doch auch diese dinglichen Verankerungen können verloren gehen. Der Demenzkranke weiß nicht mehr, welche Handhabungsregeln mit den Dingen verbunden sind. Es bleiben dann noch die leiblichen Verankerungen gemeinschaftlichen Tuns – das Anfassen, das Berühren, das Spaziergehen. Die letzte Stufe des Verlusts gewohnter Umgangsweisen ist erreicht, wenn ein Mensch seine ichlich-situativen und damit auch seine biographisch-einbettenden Ordnungsmöglichkeiten verliert. Auch ein sich wechselseitig zur Kenntnis nehmendes Interagieren schwindet



dahin. Schließlich verliert selbst das „Antlitz“ (Levinas, 2005) sein Begegnungspotenzial.

Dieses Beispiel soll zeigen, wie wichtig die explizierten Ordnungsgeber als Bestandteile der Habitusausstattung von Habitanten eines bestimmten Habitats sind, um wechselseitig erwart- und zurechenbar interagieren zu können (ich benutze hier mal die Wortgruppe um das lat. Wort *habitare* = wohnen). Und dies gilt über alle sonst noch antreffbaren inhaltlichen Habitusdifferenzen hinweg. *Die Ordnungsgeber markieren gleichsam ein Repertoire fundamentalen Ordnungspotenziale. Eine funktionierende Sozialpraxis bedarf ihrer als Voraussetzung.*

Dieser Gedanke sei noch ein wenig ausgeführt. In sozialwissenschaftlichen Analysen ist man es gewohnt, Ausführungen darüber zu finden, über welche inhaltlich-spezifischen Dispositionen (sensitiver, kognitiver, emotiver, volitiver und enaktiver Art) Menschen verfügen können müssen, um in bestimmten gesellschaftlich etablierten Sozialpraxen funktionieren zu können. All diese Dispositionen setzen aber etwas voraus. Sie setzen voraus, dass bestimmte Arten von Potenzialen vorhanden sind, die sich disponieren lassen. Um als permanent bleibende Person ansprechbar und koordinierbar zu sein, bedarf es des Potenzials ichbezüglicher Permanenzordner. Um in beispielsweise geschäftlichen Beziehungen anschlussfähig handeln zu können, bedarf es themabezüglicher Permanenzordner. Allgemein gilt, dass ein sozial integriertes Leben in einer systemisch funktional differenzierten Gesellschaft ohne ich- und themabezügliche Permanenzordner nicht möglich ist. Menschen müssen wissen, in welchen „societal situations“ (Mills, 1940, S. 906) welches Handeln angemessen ist. Je weiter sich gesellschaftliches Zusammenleben funktional differenziert, desto monothematischer wird es jeweils. Entsprechend kontextbezüglich differenziertere Permanenzordner werden sozialfunktional gefordert. Weiterhin gilt, um für Argumente zugänglich zu sein, bedarf es bestimmter Kongruenzordner. Um arbeitsteilig einsetzbar zu sein, bedarf es geeigneter Konsequenzordner. Und so ließen sich alle ausgeführten Ordnungsgeber durchdeklinieren. Sie liefern über die durch sie ermöglichten Befindlichkeitsbestimmungen nicht nur individualfunktional notwendige Positionierungen und Ausrichtungen, sondern sie ermöglichen zugleich sozial koordiniertes Positionieren und Ausrichten. Damit liefern sie eine unabdingbare Voraussetzung jeder funktionierenden Sozialpraxis (Näheres zu diesem Begriff in Laucken, 2004). Kurz und bündig lässt sich mithin feststellen: *Die Ordnungsgeber liefern die Disponier-*

*barkeitspotenziale für die sozialen Dispositionen, die sozial integriertes Zusammenleben erst möglich machen.*

Das oben angeführte Beispiel des Umgangs mit einem demenzkranken Menschen zeigt die Bedeutung solcher Disponierbarkeitspotenziale gleichsam aus der *Verlustperspektive*. Ein Beispiel aus der *Gewinnperspektive* liefert eine kulturpsychologische Untersuchung der beiden koreanischen Psychologen Choi & Kim (2002). Die Autoren weisen darauf hin, dass die koreanische Sprache einen Ausdruck enthält, der sich nicht direkt ins Deutsche übersetzen lässt: Shim-Cheong. Sie schließen daraus, dass im koreanischen Zusammenleben einer bestimmten wechselseitigen Bezugnahme eine Bedeutung zukommt, die ihr im Zusammenleben der Deutschen fehlt. Es geht um gemeinschaftliches und interaktiv praktiziertes biographisch-einbettendes Einordnen. Durch das gemeinschaftliche Wachrufen von Shim-Cheong wird eine biographische Wirheit beschworen, die einer sozialen Desintegration entgegenwirken kann. Das Shim-Cheong wird wachgerufen durch Feststellungen und Fragen wie: „Weißt du noch, damals, da haben wir das und jenes gemeinsam gemacht und erlebt. War das nicht wunderbar?“ So werden biographisch-einbettende Gemeinsamkeiten aktualisiert, die einen hohen Gefühlswert haben. Damit soll die Bereitschaft geweckt werden, aktuell strittig gewordene Interaktionszusammenhänge wieder zu besänftigen. Es ist dies eine Art gemeinschaftlicher Neupositionierung und Neuausrichtung (die, so meine ich, auch uns Deutschsprachigen vertraut ist, selbst wenn uns dafür ein eigenes Wort fehlt und wir somit auf narrative Umschreibungen angewiesen sind).

Die meisten sozialwissenschaftlichen Theorien, die den geschichtlichen Wandel von Gesellschaften als fortschreitende Zivilisierung fassen (vgl. z.B. Elias, 1976), gehen damit u. a. von einer zunehmenden Rationalisierung des zwischenmenschlichen Zusammenlebens aus. Auch dies setzt bei den Menschen bestimmte Disponierbarkeitspotenziale voraus. Gefragt sind Platzhalter für bestimmte Ordnungsgeber, vor allem: Kongruenzordner, Sukzessionsordner und themabezügliche Permanenzordner. Nur Menschen, die sich in ihrem Handeln diesbezüglich positionieren und ausrichten können, sind rationalisierungszugänglich und -tauglich (dies gilt übrigens, gleichgültig ob es nun einen Zivilisierungsfortschritt gibt oder nicht; wie z.B. Imbusch, 2005, zeigt, gibt es hierzu recht unterschiedliche Auffassungen). Argumentativ durchgebildetes Zusammenleben bedarf solcher Ordnungsgeber.

Wenn die *Ordnungsgeber ein Disponierbarkeitspotenzial* darstellen, so stellt sich sogleich eine Anschlussfrage. Wie wird dieses Potenzial eingesetzt bei der Habituation von Menschen für bestimmte Sozialpraxen. Es geht also um die *Entwicklungsperspektive*. Man kann sich bei der Artikulation dieser Frage durch die Ansichten zweier Klassiker des Pragmatismus leiten lassen – John Dewey und George Herbert Mead.

- “(Mind is) an offspring of the life in association, intercourse, transmission and assimilation“ (Dewey, 1917, S. 274).
- “The mechanism of meaning is present in the social act before the emergence of consciousness or awareness of meaning occurs. The act or adjustive response of the second organism gives to the gesture of the first organism the meaning it has” (Mead, 1934, S. 77f.). “If we follow Mead cognition (is) a covert extension of a social act” (Callero, 1991, S. 45).

Die religionspädagogische Aufforderung: “Lasst die Kinder so handeln und behandelt sie so, als besäßen sie Glauben, dann wird er ihnen gegeben!” speist sich aus solchem Denken. Auch der zurzeit virulente Trend hin zu Benimmunterricht an Schulen (vgl. z.B. Oellers, 2006) vertraut auf solche sozialsemantischen Wirkzusammenhänge.

#### Ergänzung

Ob sich dispositionaler Wandel aus vorgängig gewandeltem Handeln (und Behandeln) ergibt oder ob sich zuerst ein dispositionaler Wandel vollziehen muss, damit sich das Handeln wandelt, ist eine Fragestellung mit einer langen Geschichte. Johannes Tauler (um 1300-1361) und Thomas von Aquin (1225-1274) waren hier gegensätzlicher Auffassung. Es ging ihnen um die Frage, wie sich tugendhaftes Handeln bildet. „Muss ich ... erst ein anderer werden, ehe ich anderes tue (oder denke)? Oder werde ich auf dem Rücken meines Tuns ein anderer, wie die Tugendlehre der Tradition annimmt“ (Mieth, 2006, S. 220). Für den Mystiker Tauler war die Bekehrung die Voraussetzung für tugendhaftes Handeln. Thomas von Aquin vertraute auf das gute Tun als Tugendquelle. Heutige Religionspädagogen vermeiden diese Entscheidung. Es wird vielmehr von einer komplementären Kogenese und Kokonstitution gesprochen. Habitus, Habitat und Habitare lassen sich nicht ursprungsbezüglich auszeichnen.

In welchen zwischenmenschlichen Lebenszusammenhängen erwerben Kinder den Gebrauch jener Ordnungsgeber, die es ihnen erlauben, Befindlich-

keitsbestimmungen so vorzunehmen, dass sie mit ihren Mitmenschen wechselseitig anschlussfähig interagieren können? Welche Stellung kommt dabei der *Bildung* zu? Bildung ist ja, partizipationstheoretisch gedacht, die Verbindung von Menschen durch das Gebrauchen und das Schaffen von Gebilden (z.B. von Straßenverkehrskreuzungen). Gebilde werden so zu Größen, die beispielsweise vorhabenbezügliche soziale Koordination ermöglichen (z.B. gemeinsam ein Bilderbuch anschauen und dazu Geschichten erzählen). Zu einem funktionierenden sozialen Zusammenleben gehören Interakteure, die über koordinierungsfähige Ordnungsgeber verfügen. *Sie erst machen den Menschen bildbar*. Zu allererst ist gefordert, dass jeder Interakteur sich als permanente Handlungsinstanz begreift. Erst ichlich lebende Menschen können sich verbinden, sich begegnen, in ein Verhältnis des Gebens und Nehmens zueinander treten und dergleichen mehr. All dies als Potenzial zu erwerben, dazu leiten sicherlich auch sprachliche Mittel an. So fordern etwa die reflexiven Verben eine handlungsbezügliche Selbstthematisierung ... und so weiter. „Wie jedermann weiß, sind ... die Sozialwissenschaften schon seit langem eifrig bemüht, uns einzuhämmern, dass das Denken des ‚ich‘ kein eigenes sei, da es aus einer Sprache, einer Gemeinschaft, einer Tradition und linguistischen Strukturen erwache“ (Grondin, 2006, S. 10). Wie dem auch sei, irgendeine ichbezügliche Befindlichkeitsbestimmung ist erforderlich. Ein sozialpraktisch vergegenständlichter Mensch ist als solcher geradezu dazu aufgerufen, ichlich zu leben, als ein Mensch, der seinen Lebensvollzug den oben unterschiedenen ichbezüglichen Ordnungsgebern folgend ordnet.

In der Ausdrucksweise des sozialen Konstruktivismus (vgl. Zielke, 2004, 2006) ließe sich sagen, es gehe um die soziale Konstruktion von Ordnungsgebern und um deren sozialpraktische Objektivierungen, denn erst permanenzgeordnete Lebensführungen ermöglichen das Entstehen und Bestehen dauerhafter Sozialpraxen. Religiöse Sozialpraxen sind gut Beispiele dafür, wie durch leiblich-dingliche, durch gebildevermittelt-symbolische und durch zwischenmenschlich-interaktive Verankerungen (vgl. 4.5) sozial koordinierte Lebensformen als Sozialpraxen möglich und dinggleich objektiviert werden. Die Bibel, vor allem das Alte Testament (vgl. z.B. das 2. Buch der Chroniken), ist voll von Anweisungen zur gegenständlichen Verankerung von Ordnungsgebern für koordiniertes sozialen Interagieren (der jüdische Talmud enthält hunderte gegenständlich dicht durchwobene Anweisungen ordentlicher und gottgefälliger gemeinschaftlicher Lebensführung). Dabei ist festzuhalten, dass Sozialpraxen „Praxen“ sind und keine (entpersonalisierten) Diskursgeflechte. Sie sind pragmasemantisch real da. Damit sind so sie real

da, wie das eingangs prototypisch eingeführte Straßenverkehrkreuzungsgeschehen real da ist.

Und an dem Prototyp des Straßenverkehrkreuzungsgeschehens lässt sich noch ein weiterer Gedanke gut erläutern: Die Ordnungsgeber haben *regulative* und *konstitutive* Funktion (vgl. z.B. Giddens, 1988). Sie machen bestimmte Sozialpraxen möglich, indem sie diese als Handlungszusammenhänge schaffen (konstituieren), regulieren und nach außen abgrenzen. Wenn Ordnungsgeber ein Disponierbarkeitspotenzial sind, dann gehören sie damit zum Bestand jener menschlichen Bedingungen, die ein geordnetes zwischenmenschlichen Zusammenleben möglich machen. Und sie sind damit zugleich *die Bedingungen der Möglichkeit dieses Zusammenleben sozial zu gestalten*.

#### Ergänzung

Die folgenden Überlegungen ruhen noch auf einem funktional hoch spekulativen Boden. Es ist ja bekannt, dass dem Erzählen funktionaler Geschichten kaum Grenzen gesetzt sind. Denken wir nur an das blühende Geschäft des „adaptive-story-telling“ der Soziobiologen. Ein funktionaler Gedanke geht mir aber nicht aus dem Kopf, deshalb erzähle ich ihn hier:

Gesetzt den Fall, soziale Handlungsvollzüge würden ausschließlich durch themabezügliche Permanenzordner ausgerichtet, die Übergänge von einer Handlungsphase zur nächsten wären klar konsequenzgeordnet und in sich wäre jede Phase stimmig kongruenzgeordnet. Wäre all dies und nur dies der Fall, so ließe sich plakativ sagen, eine solche Lebensführung wäre hochgradig rational durchstrukturiert, vor allem instrumentell. Menschen, die sich laufend derart positionieren und ausrichten, mögen sehr effektiv sein, egal in welcher Ausrichtung. Moralische Erwägungen, so sie nicht instrumentell irgendwie wichtig sind, werden nicht auftauchen. Eine solche Lebensführung kann erbarmungslos konsequent sein. Moralische Erwägungen tauchen meist erst dann auf, wenn Menschen ihr Handeln ichbezüglich reflektieren, befragen und ordnen: Was mache ich hier eigentlich? Was bin ich für ein Mensch, wenn ich dies oder jenes tue oder unterlasse? Will ich so ein Mensch sein? Und andere ichbezügliche Fragen mehr. Erst die ichbezüglichen Permanenzordner halten Menschen gleichsam einen Spiegel vor. Sittliche Bildung und Erziehung baut darauf, dass Menschen in der Lage sind, sich auf sich selbst zu besinnen. Wenn beispielsweise der schon oben einmal erwähnte Biologe Hubert Markl in einem Gespräch sagt, dass humane Gesellschaften Menschen dazu bringen müssen,

streckenweise widernatürlich zu handeln, so betont er damit eine mögliche sozialfunktionale Bedeutung bestimmter, hier: ichbezoglicher, Permanenzordner. Ohne biologisierende Bezüge gesagt: Ichbezüglliche Permanenzordner sind ein Disponierbarkeitspotenzial, das vorausgesetzt werden muss, um bestimmte soziale Regulationen zu installieren.

An dieser Stelle fällt mir ein Gedankengang von Olivier Roy (2006) ein: Er meint, dass religiöse Fundamentalismen (muslimischer, christlicher oder jüdischer Art) meist mit einer Dekulturation einhergehen. Das heißt, bestimmte religiöse Gedanken werden ihrer kulturellen Einbettung entledigt, um sie angeblich wieder in ihrer vollen Reinheit zur Geltung zu bringen. Gerne wird zur „Rückbesinnung“ auf vermeintlich hehre Quellen aufgerufen. Hildebrandt (2007) spricht davon, dass religiöse Gesetze und Gebote damit „ihres historischen Kontextes entkleidet (werden)“ (S. 5). Der normale Gang der (geschichtlichen) Dinge ist der, dass religiöses Gedankengut in verschiedene kulturelle und gesellschaftliche Sozialpraxen einbezogen wird. Dabei wird in der Regel radikalen Deutungsmöglichkeiten, die in allen Religionen und ihren Texten stecken (zur Bibel vgl. Holbrook, 1996), die dogmatische Spitze genommen. Sie werden gleichsam kulturell gedämpft (oder zivilisiert).

Und nun mein Bezug: Auch ichbezüglliche Permanenzordner können möglicherweise solche „Dämpffunktionen“ erfüllen. Wenn man sich die Fragen stellt: Was mache ich hier eigentlich? Was bin ich damit für ein Mensch? Will ich so ein Mensch sein?, dann wird die habituierte Moral als Urteilsinstanz aufgerufen und kann ihre auch sozialregulative Funktion erfüllen. Als solche fungiert sie natürlich nicht nur dämpfend (oder gar zwanghaft und potenziell Schuldgefühle erzeugend), sondern auch anregend, sinngebend und gestaltend. In ichbezügllichen Befindlichkeitsbestimmungen bindet sich ein Mensch in seine Geschichte ein und macht sich frei zur Selbstbestimmung. Natürlich sind solche Einbindungen hoch selektiv und vermutlich auch transitorisch, und die Selbstbestimmungen sind vielleicht stark situationsspezifisch, gleichwohl bleibt aber die Tatsache erhalten, dass die Befindlichkeitsbestimmung in ein um konkrete Lebenszusammenhänge erweitertes Verweisungsgeflecht eingebettet wird. Erbarmungslose Konsequenz ist dort meist (hoffentlich) seltener zu finden. Bedachte Lebensfülle macht ein bisschen weise. Das Walten ichbezoglicher Permanenzordner mag so wirken. Eine profane Umsetzung der Annahme solcher Wirkzusammenhänge lässt sich manchmal bei Großeltern beobachten, die ihre Kinder, wenn sie mit den Enkeln vermeintlich allzu prinzipientreu umgehen, daran erinnern, wie sie selbst in diesem Alter waren.

### **4.9.3 Transfunktional-komplementäre Erhaltungsbeziehung zwischen Individual- und Sozialesemantik der Ordnungsgeber**

Bei der Erforschung der funktionalen Bedeutung der Befindlichkeitsbestimmungen durch Ordnungsgeber muss man klar unterscheiden, ob man diese Forschung in einem individual- oder sozialfunktionalen Rahmen vollzieht. So mag der Verlust einer Ordnungsleistung sozialfunktional gravierend sein, während er individualfunktional in einer Weise eingearbeitet werden kann, die den Verlust erträglich macht.

So mag ein demenzkranker Mensch, dem verschiedene Ordnungsgeber und deren Wirken nicht mehr gegeben sind, mit sich im Reinen leben. Im zwischenmenschlichen Umgang dagegen mag er geradezu unerträglich sein.

Gerade die klare Differenz zwischen individual- und sozialfunktionaler Betrachtung macht es interessant, über die Beziehung beider Betrachtungen zueinander nachzudenken. Diesbezüglich gilt: Beide Zusammenhänge (der individual- und der sozialesemantische) bedürfen einander zu ihrem je eigenen Erhalt. Deswegen spreche ich von transfunktional-komplementärer Erhaltungsbeziehung. Weil dies so ist, ist es aufschlussreich sich die *Konstitution und Kogenese beider Zusammenhänge* anzuschauen.

Wohl jeder, der das Heranwachsen kleiner Kinder interaktiv dicht erfahren durfte, kann sich noch an die Zeit erinnern, da das Kind anfang, sich selbst reflexiv zu begreifen. Anfänglich angezeigt durch den richtigen Gebrauch von Personalpronomen, später durch den richtigen Gebrauch reflexiver Verben. Durch solche ichlich-situativen Ordnungsmöglichkeiten verändern sich, so vermute ich, die Selbstpositionierung und das Selbsterfahren von Kindern (individualsemantische Tatsache). Zugleich werden dadurch neue Umgangsweisen mit den Kindern ermöglicht (sozialesemantische Tatsache). Beides entsteht zugleich (Kogenese). Und das Eine wird hinfällig, wenn das Andere hinfällig wird (komplementäre Erhaltungsbeziehung).

Das Erforschen sowohl des Entstehens wie auch des Vergehens von Ordnungsgebern, die Befindlichkeitsbestimmungen möglich machen, nimmt sich einer *Conditio Humana* menschlichen Lebens und Zusammenlebens an.

### **4.10 Transversal-komplementäre Ermöglichungsbeziehungen**

Eine Variante transversal-komplementärer Ermöglichungsbeziehungen habe ich gleich einleitend (1. Kapitel) angesprochen und dann des Öfteren bei

meinen Darlegungen herangezogen: die Beziehung zwischen phänomenalem und semantischem Kosmos. Dabei habe ich vor allem strukturelle Parallelitäten thematisiert. Hier nun sei noch eine anders gelagerte ontische Ermöglichungsbeziehung angesprochen: die zwischen semantischem und physischem Kosmos. Auch diese Beziehung wurde gelegentlich thematisiert, ohne sie allerdings ausdrücklich einzuführen und zu erörtern. Dies will ich abschließend kurz tun. Immer dann, wenn ich Beobachtungen an Demenzkranken als Erläuterungen eingefügt habe, habe ich damit nahe gelegt, darüber nachzudenken, welche semantischen Potenziale daran gebunden sind, dass bestimmte physische Gegebenheiten, hier vor allem hirnanatomische und -physiologische, vorliegen.

Transversal aufeinander bezogen werden hierbei jene Gegenstandsentwürfe, die als physischer und als semantischer gesetzt sind. Sie ermöglichen sich komplementär, weil, so wird unterstellt, Einer des Anderen in bestimmten Bereichen seines Seins und seines Funktionierens bedarf. Wie man das Ermöglichungsverhältnis theoretisch fasst, dafür gibt es verschiedene Möglichkeiten.

Eine denkbare Variante stammt von Marcel Proust: „Erst in der Krankheit werden wir gewahr, dass wir nicht allein leben, sondern an ein aus einem verschiedenen Reich stammenden Wesen gefesselt sind, von dem uns Abgründe trennen, das uns nicht kennt und von dem es unmöglich ist gehört zu werden: unseren Körper“ (aus „Le côté des Guermantes I; zit. n. Grondin, 2006, S. 64). Diese Variante nenne ich andersorts (Laucken 2003) schichtenanalog, man kann auch stützungsanalog theoretisieren. Dann von „Abgründen“ zu reden, wäre ein fehlleitendes Bild.

Ob sich aus solchen Ermöglichungsbeziehungen auch zielgenaue Anforderungen bezüglich der Ausgestaltung semantischen Theoretisierens über Ordnungsgeber und Befindlichkeitsbestimmungen, über Positionierungen und Ausrichtungen ergeben, hängt zum einen davon ab, welche *Ermöglichungstheorien* vorliegen, und zum anderen davon, welcher Art beispielsweise die neurowissenschaftliche Befundlage ist. Die meisten derzeitigen Befunde gleichen, was ihre Baueigenart anbelangt, tradierten vermögens- und lokalisations-theoretischen Ansätzen. Neurowissenschaftliche „Erklärungen“ gleichen dabei gelegentlich neurosprachlichen Paraphrasierungen semantischer Befunde (die neurowissenschaftliche Gedächtnisforschung ist hierfür ein gutes Beispiel: aus einem „Erinnern“ kann dann ein „Ekphorieren neuraler Engramme“ werden). Daraus lässt sich derzeit nichts ableiten, was die



gegenständliche Artikulation semantischer Gegebenheiten befruchten könnte. Zurzeit laufen die Anregungsrichtungen eher anders herum. Aus Tatsachen und Eigenarten semantisch vergegenständlichter Lebensvollzüge (z.B. aus der Annahme unterschiedlicher Arten von Gedächtnissen) leiten Neurowissenschaftler Suchfragen in ihrem Kosmos ab (z.B.: Welches Hirnareal ist aktiviert, wenn sich jemand an einen konkret erlebten Vorfall erinnert?).

Ein Beispiel einer Ermöglichungsbeziehung, das sich auf eine oben dargestellte Überlegung beziehen lässt, wird bei Rizzolatti & Craighero (2004) erwähnt. Die oben dargelegte partizipationstheoretische Auffassung des Wahrnehmens besagt ja, dass das Wahrnehmen eine direkt-partizipative Umgangserfahrung ist und dass die Wahrnehmungsgegenstände dabei in ihren operativen Umgangsmöglichkeiten erfasst werden. Rizzolatti und seine Kollegen haben in einer Reihe von Untersuchungen an Affen und Menschen festgestellt, dass es im so genannten prämotorischen Kortex eine Neuronengruppe („canonical neurons“) gibt, welche nicht nur bei der aktiven Ausführung von Handlungen aktiviert ist, sondern auch bei der reinen Beobachtung eines Objekts. Das Wahrnehmen eines bestimmten Objekts schließt, so lässt sich analogisierend folgern, das Vorstellen des operativ-partizipativen Umgangs mit ihm mit ein.

Auch dies ist ein Befund, für den bestimmte semantische Theorien Platz standen oder hätten stehen können (vgl. z.B. Piaget, 1947), um aus ihnen gleichsam hirngeographische Suchfragen abzuleiten. Aber diese Beziehung mag ja irgendwann einmal, was den Anregungsgehalt betrifft, wechselseitig ausgleichener werden.

Rehabilitationspraktisch gesehen, sind Vermögens- und Lokalisationsbefunde natürlich ganz anders zu beurteilen. Hier liefern sie wichtige Hinweise für diagnostische und therapeutische Maßnahmen.

#### Exkurs

Abschließend passt hier mein derzeitiges *Ceterum censeo*: So wie die Dominanz einer sozialen Systemrationalität über alle anderen von Übel ist, so gilt dies auch für Dominanzen von Denkformen. Die Rationalitäten der physischen, der semantischen und der phänomenalen Denkform (vgl. Laucken, 2003) sollten sich jeweils in sich voll entwickeln können, um einander gegenüber als Partner transversal-komplementärer Ermöglichungsbeziehungen befrag- und

erforschbar zu sein. Die derzeitige Infiltration und Dominanz der physischen Denkform in der Psychologie ist eine beklagenswerte Entwicklung (vgl. Laucken, 2007). Ich plädiere für eine Psychologie, in der alle drei Denkformen (und ihre Sozialpraxen) existieren und sich wechselseitig fordern und befruchten. Ich muss aber zugeben, dass ich mit dieser Ansicht (zumindest an meiner Universität) nicht durchdringen konnte. So genannte Exzellenzinitiativen, die Leitsterne heutigen Wissenschaftsmanagements, scheinen diese Weite der Denkhorizonte nicht zuzulassen, da Exzellenz auch an wirtschaftliche Wertbarkeit gekoppelt wird. Volkswirtschaftliche Ertragsversprechen bestimmen die „Auswahl der Besten“. Geld wird da investiert, wo man Erträge erwartet, anderswo wird es entzogen, etwa durch das Streichen oder das Umdenominieren von Stellen. Die ökonomische Systemrationalität scheint dies zu gebieten. Doch so wie im Mittelalter die Sakralisierung der Wissenschaft diese stagnieren ließ, so mag dies auch für die Ökonomisierung der Wissenschaft gelten. Die Systemrationalität der Ökonomie ist der der Wissenschaft zuwider. Jede Infiltration und Dominanz einer Rationalitätsform ist von Übel (vgl. dazu z.B. Diner, 2006). Klares Trennen, üppiges Eigenleben und dichtes Sich-Fordern-Lassen, das sind die Quellen der Kreativität. Exzellente Leistungen in der Wissenschaft entstanden nicht unter monopolärer Dominanz einer Denkrichtung, und schon gar nicht, wenn diese von oben dekretiert wurde. Exzellenz wächst, wie alles, von unten. Dies gilt auch für die Psychologie als Disziplin.

## Schriftenverzeichnis

- Adorno, Theodor W., Frenkel-Brunswik, Else, Levinson, Daniel J. & Sanford, Nevitt R. (1956) *The authoritarian personality*. New York: Harper.
- Arnheim, Rudolf (1954) *Art and visual perception*. Berkeley: Regents of the University of California.
- Auhagen, Ann Elisabeth (2000) On the meaning of life. *Swiss Journal of Psychology*, 59, 34-48.
- Baier, Karl (2006) *Spiritualitätsforschung heute*. In: Karl Baier (Hrsg.) *Handbuch Spiritualität* (S. 11-45). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Barral, Mary Rose (1993) *Self and other: Communication and love*. In: Keith Hoeller (Hrsg.) *Merleau-Ponty and psychology* (S. 155-180). Atlantic Highlands, N.J.: Humanities Press International.
- Belschner, Wilfried (2007) *Der Sprung in die Transzendenz. Die Kultur des Bewusstseins und die Entmystifizierung des Spirituellen*. In der Reihe: *Psychologie des Bewusstseins* (hrsg. v. Wilfried Belschner & Harald Walach) Bd. 7. Hamburg: LIT-Verlag.
- Blumenberg, Hans (1981) *Die Lesbarkeit der Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Chan, Tin-Cheung & Shaw, Robert A. (1996) What is ecological psychology? *Psychologia*, 39, 1-16.
- Choi, Sang-Chin & Kim, Chung-Woon (2002) "Shim-Cheong"-Psychology als eine kulturpsychologische Konstruktion von kollektiven Bedeutungen. In: Martin Hildebrand-Nilshon, Chung-Woon Kim & Dimitris Papadopoulos (Hrsg.) *Kultur (in) der Psychologie* (S. 111-138). Heidelberg/Kröning: Asanger.
- Callero, Peter L. (1991) *Toward a sociology of cognition*. In: Judith A. Howard & Peter L. Callero (Hrsg.) *The self-society dynamic. Cognition, emotion, and action* (S. 43-54). Cambridge: Cambridge University Press.

- Carnap, Rudolf (1974) Einführung in die Philosophie der Naturwissenschaft. München: Nymphenburger Verlagsgesellschaft (2. Aufl.).
- Cooper, Joel & Fazio, Russell H. (1984) A new look at dissonance theory. In: Leo Berkowitz (Hrsg.) Advances in experimental social psychology. Bd. 17 (S. 229-266). San Diego: Academic Press.
- Cranach, Mario von & Tschan, Franziska (1997) Handlungspsychologie. In: Jürgen Straub, Hans Werbig & Wilhelm Kempff (Hrsg.) Psychologie. Eine Einführung (S. 124-158). München: dtv.
- Derrida, Jacques (1972) Marges de la philosophie. Paris: de Minuit.
- Dewey, John (1917) The need for social psychology. Psychological Review, 24, 266-277.
- Diner, Dan (2006) Versiegelte Zeit. Über den Stillstand in der islamischen Welt. Berlin: Propyläen (dt. Übers., 3. Aufl.).
- Eddington, Arthur S. (1928) The nature of the physical world. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ehrenstein, Walter (1930) Untersuchungen über Figur-Grund-Fragen. Zeitschrift für Psychologie, 117, 339-412.
- Elger, Christian E., Friederici, Angela D., Koch, Christof, Luhmann, Heiko, von der Malsburg, Christoph, Menzel, Randolph, Monyer, Hannah, Rösler, Frank, Roth, Gerhard, Scheich, Henning & Singer, Wolf (2004) Das Manifest. Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. Gehirn & Geist, 6, 30-37.
- Elias, Norbert (1976) Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt a.M.:
- Festinger, Leon (1957) A theory of cognitive dissonance. Evanston: Row, Peterson.
- Foucault, Michel (1991) Die Ordnung des Diskurses (dt. Übers.; Orig. 1970). Frankfurt a.M.: Fischer.
- Florida, Richard (2002) The rise of the creative class. New York: Basic Books.

- Frankl, Viktor E. (1987) Logotherapie und Existenzanalyse. München: Piper.
- Frey, Dieter, Stahlberg, Dagmar, Gollwitzer, Peter M. (2001) Einstellung und Verhalten: Die Theorie des überlegten Handelns und die Theorie des geplanten Verhaltens. In: Dieter Frey & Martin Irle (Hrsg.) Theorien der Sozialpsychologie. Bd. I: Kognitive Theorien (S. 361-398). Bern: Huber (2. Aufl.).
- Gazzaniga, Michael S., Irvy, Richard B. & Mangun, George R. (2002) Cognitive neuroscience: The biology of mind. New York: Norton (2. Aufl.).
- Geertz, Clifford (1973) The interpretation of cultures. New York: Basic Books.
- Gergen, Kenneth J. (1994) Realities and relationships. Soundings in social construction. London/Thousand Oaks/New Delhi: Sage.
- Gibson, James J. (1979) The ecological approach to visual perception. Boston etc.: Houghton Mifflin.
- Giddens, Anthony (1988) Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt a.M./New York: Campus (dt. Übers.).
- Goldenberg, Jamie L., Pyszczynski, Tom, Greenberg, Jeff & Solomon, Sheldon (2000) Fleeing the body: A terror management perspective on the problem of human corporeality. *Personality and Social Psychology Review*, 4, 2000-218.
- Grondin, Jean (2006) Vom Sinn des Lebens. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (dt. Übers.).
- Hadot, Pierre (1991) Philosophie als Lebensform. Geistesübungen in der Antike. Berlin: Gatzka (dt. Übers.).
- Haken, Hermann & Haken-Krell, Maria (1989) Entstehung biologischer Information und Ordnung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Halbwachs, Maurice (1985) Das Gedächtnis und seine gesellschaftlichen Bedingungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (dt. Übers.).
- Heckhausen, Heinz (1989) Motivation und Handeln. Berlin: Springer (2. Aufl.).

- Heider, Fritz (1958) *The psychology of interpersonal relations*. New York: Wiley.
- Hermans, Hubert J.M., Kempen, Harry J.G. & van Loon, Rens J.P. (1992) The dialogical self. Beyond individualism and rationalism. *American Psychologist*, 47, 23-33.
- Hildebrandt, Mathias (2007) Krieg der Religionen? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 5, S. 3-9.
- Hochschild, Arlie (1979) Emotion work, feeling rules, and social structure. *American Journal of Sociology*, 85, 551-576.
- Holbrook, David (1996) The bible: Guilt, dread and fanaticism? *The Political Quarterly*, 67, 218-228.
- Imbusch, Peter (2005) *Moderne und Gewalt. Zivilisationstheoretische Perspektive auf das 20. Jahrhundert*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kaminski, Gerhard (1970) *Verhaltenstheorie und Verhaltensmodifikation*. Stuttgart: Klett.
- Kant, Immanuel (1788) *Kritik der praktischen Vernunft*. Akademie-Ausgabe von Kants gesammelten Werken. Bd. 5. Göttingen: Akademie der Wissenschaften.
- Kather, Regine (2007) *Person. Die Begründung menschlicher Identität*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kessler, Hans (2006) *Jenseits von Fundamentalismus und Rationalismus*. In: Hans Kessler (Hrsg.) *Auferstehung der Toten. Ein Hoffnungsentwurf im Blick heutiger Wissenschaft* (S. 296-327). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kronauer, Brigitte (2006) "Das Unbestimmte ist interessant". Interview in: *Kultur Spiegel*, Heft 4, April 2006, S. 54.
- Lakoff, George & Johnson, Mark (1999) *Philosophy in flesh: The embedded mind and its challenge to Western thought*. New York: Basic Books.

- Langdridge, Darren (2006) Ideology and utopia. *Social psychology and the social imaginary of Paul Ricoeur*. *Theory & Psychology*, 16, 641-359.
- Landmann, Michael (1955) *Philosophische Anthropologie*. Berlin: Göschen.
- Landmann, Michael (1977) *Was ist Philosophie?* Bonn: Bouvier.
- Langenheder, Werner (1975) *Theorie menschlicher Entscheidungen*. Stuttgart: Enke.
- Laucken, Uwe (1974) *Naive Verhaltenstheorie*. Stuttgart: Klett.
- Laucken, Uwe (1996) *Semantische Räume: Gedanken zum Entwurf eines Gegenstandes (Berichte aus dem Institut zur Erforschung von Mensch-Umwelt-Beziehungen, Nr. 26)*. Oldenburg: Universität Oldenburg.
- Laucken, Uwe (1999) „An exceptional important publication“ – Fritz Heider (1896-1988) (Berichte aus dem Institut zur Erforschung von Mensch-Umwelt-Beziehungen, Nr. 31). Oldenburg: Universität Oldenburg.
- Laucken, Uwe (2001) *Zwischenmenschliches Vertrauen*. Oldenburg: BIS-Verlag der Universität Oldenburg.
- Laucken, Uwe (2003) *Theoretische Psychologie. Denkformen und Sozialpraxen*. Oldenburg: BIS-Verlag der Universität Oldenburg.
- Laucken, Uwe (2004) *Individuum und Sozialstruktur. Eine problematische Beziehung und eine Möglichkeit, diese zu fassen*. In: Gerd Jüttemann (Hrsg.) *Psychologie als Humanwissenschaft* (S. 165-180). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Laucken, Uwe (2006) *Wie kann man der Willensfreiheit den Garaus machen? Argumentationsrezepte für Neurowissenschaftler (und einige Preise, die das Befolgen kostet)*. In: Geert-Jan Boundewijnse (Hrsg.) *Das mentale Paradoxon* (S. 61-97). Wien: Krammer.
- Laucken, Uwe (2007) *Varianten der Vergegenständlichung des Menschen: Klare Unterscheidungen für klare Entscheidungen*. In: Jörg Hein & Karl Otto Hentze (Hrsg.) *Das Unbehagen in der (Psychotherapie-) Kultur* (S. 43-64). Bonn: Deutscher Psychologen Verlag.
- Lenk, Hans (2001) *Kleine Philosophie des Gehirns*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Levinas, Emmanuel (2005) *Humanismus des anderen Menschen*. Hamburg: Meiner (dt. Übers.).

- Lewin, Kurt (1926) Vorsatz, Wille und Bedürfnis. *Psychologische Forschung*, 7, 330-385.
- Lewin, Kurt (1951) *Field theory in social science*. New York: Harper.
- Lieberman, Matthew D. (2007) Social cognition neuroscience: A review of core processes. *Annual Review of Psychology*, 58, 259-289.
- Lindsay, Peter H. & Norman, Donald A. (1973) *Human information processing*. London/New York: Academic Press (4. Aufl).
- Lipps, Theodor (1897) Der Begriff des Unbewussten in der Psychologie. Bericht über den III. internationalen Kongress für Psychologie in München (S. 146-164). München: Lehmann.
- Luhmann, Niklas (1997) *Die Gesellschaft der Gesellschaft* (2 Bde.). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Mead, George Herbert (1934) *Mind, self and society: From the standpoint of a social behaviorist* (hrsg. v. Charles Morris). Chicago: Chicago University Press.
- Mees, Ulrich (1991) Struktur der Emotionen. In: Ulrich Mees (Hrsg.) *Psychologie des Ärgers* (S. 1-29). Göttingen/Zürich/Toronto: Hogrefe.
- Melges, Frederick T. (1985) *Time and the inner future. A temporal approach to psychiatric disorders*. New York: Wiley.
- Meyer, H. (1909) Zur Psychologie der Gegenwart. In: Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Erste Vereinschrift. Köln: Bachem.
- Mieth, Dietmar (2006) *Mystik und Politik. Zugänge zu Meister Eckhart*. In: Karl Baier (Hrsg.) *Handbuch Spiritualität* (S. 214-228). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Miller, George A., Galanter, Eugene & Pribram, Karl (1960) *Plans and the structure of behavior*. New York: Holt.
- Mills, Charles Wright (1940) Situated action and vocabularies of motive. *American Sociological Review*, 49, 165-180.
- Müller-Freienfels, Richard (1930) *Allgemeine Sozialpsychologie und Kulturpsychologie*. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.



- Nurius, Paula (1991) Possible selves and social support: Social cognitive resources for coping and striving. In: Judith A. Howard & Peter L. Callero (Hrsg.) *The self-society dynamic. Cognition, emotion, and action* (S. 239-258). Cambridge etc.: Cambridge University Press.
- Oellers, Christoph (2006) Manieren sollen an Schulen gelehrt werden. Ein gutes Benehmen erhöht die Chancen auf dem Arbeitsmarkt. *Das Parlament*, 56. Jg., Nr. 12 vom 20.3.2006, S. 13.
- Piaget, Jean (1947) *Psychologie der Intelligenz*. Zürich/Stuttgart: Rascher (dt. Übers.).
- Platt, Michael L. & Glimcher, Paul W. (1999) Neural correlates of decision variables in parietal cortex. *Nature*, 400, 233-238.
- Prinz, Wolfgang & Hommel, Bernhard (Hrsg.) (2002) *Attention & Performance XIX: Common mechanisms in perception and action*. Oxford: Oxford University Press.
- Radley, Alan (1995) The elusory body and social construction. *Body & Society*, 1, 3-23.
- Renn, Joachim & Straub, Jürgen (2002) Transitorische Identität. Der Prozesscharakter personaler Selbstverständnisse. In: Jürgen Straub & Joachim Renn (Hrsg.) *Transitorische Identität* (S. 10-30). Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Ricoeur, Paul (1967) *The symbolism of evil*. Boston: Beacon.
- Ricoeur, Paul (1991) The language and creativity: Interview with Richard Kearney. In: M.J. Valdes (Hrsg.) *A Ricoeur reader: Reflection and imagination* (S. 463-481). Toronto: University of Toronto Press.
- Rizzolatti, Giacomo & Craighero, Laila (2004) The mirror-neuron system. *Annual Review of Neuroscience*, 27, 169-192.
- Romanòs, Konstantinos, P. (1989) Anmerkungen zu Henri Bergson. In: *Henri Bergson, Zeit und Freiheit* (S. 179-189). Frankfurt a.M.: Athenäum.
- Roy, Olivier (2006) Der Islam in Europa – eine Ausnahme? In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Heft 28-29, S. 5-11.

- Rubin, Edgar (1921) Visuell wahrgenommene Figuren. Studien in psychologischer Analyse. Kopenhagen: Gyldendal.
- Sahlins, Marshall (1996) The sadness of sweetness. The native anthropology of Western cormology. *Current Anthropology*, 37, 395-428.
- Sarbin, Theodor R. (1986) The narrative as a root metaphor for psychology. In: Theodore R. Sarbin (Hrsg.) *Narrative psychology. The storied nature of human conduct* (S. 3-21). New York/Westport/London: Praeger.
- Schapp, Wilhelm (1976) *In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch und Ding*. Wiesbaden: Heymann (2. Aufl., Orig. 1953).
- Schermer, Franz J. (1991) *Lernen und Gedächtnis*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schmitt, Annette (1996) *Logographie der Eifersucht. Eine inhaltsanalytische Untersuchung von Geschichten über selbsterlebte Eifersucht. Lenge-rich etc.: Pabst*.
- Schmitt, Annette, Mees, Ulrich & Laucken, Uwe (2001) Logographische Analyse sozial prozessierender Texte. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum Qualitative Social Research (Online-Journal)*, 2 (1) (verfügbar über: <http://qualitative-research.net/fqs-texte/1-01/1-01schmitteal-d.htm>).
- Schrödinger, Erwin (1989) *Geist und Materie*. Zürich: Diogenes (dt. Übers., Orig. 1942).
- Schulze, Gerhard (1993) *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Straub, Jürgen (1999) *Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Suggs, David N. & Miracle, Andrew W. (Hrsg.) (1993) *Culture and sexuality*. Pacific Grove, CA : Brooks/Cole.
- Sugrue, Noreen M. (1982) Emotions as property and context for negotiation. *Urban Life*, 11, 280-292.
- Thagard, Paul (1999) *Kognitionswissenschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Thibodeau, Ruth & Aronson, Elliot (1992) Taking a closer look: Reasserting the role of the self-concept in dissonance theory. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 18, 591-602.
- Walther, Gerda (1923) Zur Ontologie sozialer Gemeinschaften. In: Edmund Husserl (Hrsg.) *Jahrbuch für Philosophie und Phänomenologische Forschung*. 6. Bd. (S. 1-158). Halle an der Saale: Niemeyer.
- Wicklund, Robert A. & Gollwitzer, Peter M. (1985) Symbolische Selbstergänzung. In: Dieter Frey & Martin Irle (Hrsg.) *Theorien der Sozialpsychologie*. Bd. III: Motivations- und Informationsverarbeitungstheorien (S. 31-55). Bern/Stuttgart/Toronto: Huber.
- Wundt, Wilhelm (1911) *Kleine Schriften*. Bd. 2. Leipzig/Stuttgart: Engelmann u. Kröner.
- Zielke, Barbara (2004) *Kognition und soziale Praxis. Der Soziale Konstruktivismus und die Perspektiven einer postkognitivistischen Psychologie*. Bielefeld: Transcript.
- Zielke, Barbara (2006) *Sozialer Konstruktivismus und Kulturpsychologie. Eine vergleichende Analyse in der Perspektive einer pragmatischen Handlungspsychologie*. *Handlung Kultur Interpretation*, 15, 150-178.



## Namenverzeichnis

- Adorno, Theodor W. 20  
Aquin, Thomas von 101  
Arnheim, Rudolf 45  
Aronson, Elliot 48  
Augustinus 44  
Auhagen, Ann Elisabeth 58
- Baier, Karl 66  
Barral, Mary Rose 85  
Belschner, Wilfried 66  
Bentham, Jeremy 48  
Berkeley, Gorge 33  
Blumenberg, Hans 22
- Callero, Peter L. 101  
Carnap, Rudolf 21  
Chan, Tin-Cheung 36  
Choi, Sang-Chin 100  
Cooper, Joel 47  
Craighero, Laila 107  
Cranach, Mario von 13
- Derrida, Jacques 19  
Dewey, John 74, 101  
Diner, Dan 84, 108
- Ehrenstein, Walter 45  
Eddington, Athur 32  
Elger, Christian E. 18  
Elias, Norbert 100
- Fazio, Russell H. 47  
Festinger, Leon 47  
Florida, Richard 69  
Foucault, Michel 22  
Frankl, Viktor 58  
Freud, Sigmund 21, 87
- Frey, Dieter 51
- Galanter, Eugene 51, 91  
Gazzaniga, Michael S. 13  
Geertz, Clifford 24  
Gergen, Kenneth 55  
Giddens, Anthony 103  
Gibson, James J. 35, 89  
Glimcher, Paul W. 13  
Goldenberg, Jamie 97  
Gollwitzer, Peter M. 51, 88  
Grondin, Jean 97, 102, 106
- Hadot, Pierre 12  
Haken, Hermann 22  
Haken-Krell, Maria 22  
Halbwachs, Maurice 59  
Heckhausen, Heinz 38  
Heidegger, Martin 28  
Heider, Fritz 47, 62  
Herbart, Johann Friedrich 21  
Hermans, Hubert J.M. 55  
Hildebrandt, Mathias 104  
Hobbes, Thomas 48  
Hochschild, Arlie 65, 91  
Holbrook, David 104  
Hommel, Bernhard 29  
Horaz 11  
Hume, David 33
- Imbusch, Peter 100  
Irvy, Richard B. 13
- Johnson, Mark 90  
Jung, Carl Gustav 87
- Kaminski, Gerhard 63

- Kant, Immanuel 33, 46, 50, 64  
Kather, Regine 55  
Kempen, Harry J.G. 55  
Kessler, Hans 81  
Kim, Chung-Woon 100  
Köhler, Wolfgang 35  
Kronauer, Brigitte 76
- Lakoff, George 90  
Landmann, Michael 22, 97  
Langdridge, Darren 20  
Langenheder, Werner 13  
Laucken, Uwe 15, 16, 20, 25-27,  
33, 34, 47, 60, 64, 66, 72, 78, 99,  
106-108  
Lenk, Hans 16  
Levinas, Emmanuel 99  
Lewin, Kurt 62, 91  
Lieberman, Matthew D. 72  
Lindsay, Peter H. 29  
Lipps, Theodor 54, 87  
Locke, John 33  
Loon, Rens J.P. van 55  
Luhmann, Niklas 23
- Mangun, George R. 13  
Markl, Hubert 20, 103  
Mead, George Herbert 101  
Mees, Ulrich 64, 78  
Melges, Frederick T. 43  
Meyer, H. 25  
Mieth, Dietmar 101  
Miller, George A. 51, 91  
Mills, Charles Wright 60, 99  
Miracle, Andrew W. 20  
Müller-Freienfels, Richard 82
- Norman, Donald A. 29  
Nurius, Paula 57
- Oellers, Christoph 101
- Piaget, Jean 36, 107  
Platt, Michael 13  
Pribram, Karl 51, 91  
Prinz, Wolfgang 29  
Proust, Marcel 106
- Radley, Alan 80, 86  
Renn, Joachim 57  
Ricoeur, Paul 49, 59  
Rilke, Rainer Maria 42  
Rizzolatti, Giacomo 107  
Romanòs, Konstantinos 22  
Roy, Olivier 104  
Rubin, Edgar 45
- Sahlins, Marshall 49  
Sarbin, Theodore 52  
Schapp, Wilhelm 11, 64, 84, 88,  
91, 92  
Schermer, Franz 32  
Schmitt, Annette 77, 78  
Schrödinger, Erwin 19, 32, 35  
Schulze, Gerhard 59  
Shaw, Robert A. 35  
Stahlberg, Dagmar 51  
Straub, Jürgen 30, 57  
Suggs, David N. 20  
Sugrue, Noreen M. 65
- Tauler, Johannes 101  
Thagard, Paul 13  
Thibodeau, Ruth 48  
Thorndike, Edward L. 49  
Tschan, Franziska 13
- Walther, Gerda 28, 55  
Wicklund, Robert A. 88  
Wundt, Wilhelm 61
- Zielke, Barbara 102

Von dem Autor dieses Buches sind im BIS-Verlag der Universität Oldenburg bereits folgende Werke erschienen:

**Sozialpsychologie**

Geschichte, Hauptströmungen, Tendenzen  
(1998)

ISBN 3-8142-0619-3      9,30 Euro

**Zwischenmenschliches Vertrauen**

Rahmenentwurf und Ideenskizze  
(2001)

ISBN 3-8142-0760-2      14,40 Euro

**Theoretische Psychologie**

Denkformen und Sozialpraxen  
(2003)

ISBN 3-8142-0877-3      12.00 Euro

Bestellungen sind formlos und direkt beim BIS-Verlag möglich.  
E-Mail: [bisverlag@uni-oldenburg.de](mailto:bisverlag@uni-oldenburg.de)